



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

„Die kausale Klasse im Deutschen.

Geltungsbereiche und Abbildungshorizonte“

Verfasser

**Stefan Winterling**

angestrebter akademischer Grad

**Magister der Philosophie (Mag.phil.)**

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 344 333

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Lehramtsstudium UF English / UF Deutsch

Betreuer:

Prof. Dr. Richard Schrodtt

„Der Begriff des Menschen ist Geist, und man soll sich nicht dadurch beirren lassen, daß er im übrigen auf zwei Beinen gehen kann. Der Begriff der Sprache ist der Gedanke, und man soll sich nicht dadurch beirren lassen, daß einige empfindsame Menschen meinen, die höchste Kraft des Menschen sei es, unartikulierte Laute hervorzubringen.“

(Sören Kierkegaard: Entweder – Oder. Teil 1 [1975], S. 79)

## Inhaltsverzeichnis

<b>EINLEITUNG UND VORGEHENSWEISE.....</b>	<b>4</b>
<b>1. DIE NATUR, DER MENSCH UND SEINE SPRACHE.....</b>	<b>9</b>
1.1. WAS BESCHREIBT DER KAUSALITÄTSBEGRIFF?.....	9
1.2. BEGRIFFSUMFANG UND KAUSALPROBLEM .....	11
<b>2. KAUSALITÄTSDISKURSE .....</b>	<b>13</b>
2.1. KAUSALPRINZIP UND KAUSALGESETZ .....	13
2.2. NEUERE KAUSALITÄTSKONZEPTE .....	18
<b>3. KAUSALITÄT UND SPRACHE.....</b>	<b>20</b>
3.1. SPRACHTHEORETISCHE VORÜBERLEGUNGEN ZU DEN WECHSELBEZIEHUNG VON WELT, GEIST UND SPRACHE.....	20
3.2. ZUR SEMIOLOGIE DER KAUSALEN KLASSE .....	23
3.3. ZUR CHARAKTERISTIK DES KAUSALEN BEGRIFFSFELDS IN DER LINGUISTIK .....	26
3.4. INFORMATIONSTRUKTUREN UND BEDEUTUNGSRELATIONEN KAUSALER AUSSAGEN.....	27
3.5. AUSPRÄGUNGEN UND ENTWICKLUNGSTENDENZEN DER KAUSALEN KLASSE.....	30
<b>4. KAUSALITÄT UND GRAMMATIK.....</b>	<b>32</b>
4.1. ADVERBIALE GRUPPIERUNGEN .....	32
4.2. DAS KAUSALADVERBIAL UND SEINE MITSTREITER.....	34
4.3. DIE KAUSALE KLASSE DES ENGEREN UND DES WEITEREN SINNES.....	35
4.4. VERWANDTE DER KAUSALEN KLASSE .....	37
4.5. PERSPEKTIVENWECHSEL IM KAUSALVERBUND .....	40
4.6. DIE KLASSIFIZIERUNGEN UND DAS KATEGORIENSPEKTRUM DER KONNEKTOREN .....	42
4.6.1. ZUR SEMANTIK DER KONJUNKTIONEN - EIN TABELLARISCHES MODELL .....	43
4.6.2. SEMANTISCHE ZUORDNUNGEN BEI BUSCHA .....	45
4.7. KATEGORIENGRENZEN .....	46
<b>5. GELTUNGSBEREICHE UND WIRKUNGSRICHTUNGEN DER KAUSALEN KONJUNKTIONEN .....</b>	<b>47</b>
5.1. ZWISCHEN TEMPORALITÄT UND KAUSALITÄT. ASPEKTE DER NACHZEITIGKEIT BEI <i>NACHDEM</i> ....	47
5.2. POLYSEMIE UND INTERPRETATIONSSPIELRAUM BEI <i>DA</i> .....	53
5.3. ZUM PROTOTYPISCHEN GEHALT DER VERGLEICHSGRÖßE <i>WEIL</i> .....	57
5.4. SEMANTISCHE/KATEGORIALE ÄQUIVALENZ VON <i>WEIL</i> UND <i>DA</i> .....	58

5.5. DIE (UN-)ABHÄNGIGKEIT DES KAUSALADVERBIALEN NEBENSATZES .....	62
<b>6. GEDANKENGERÜSTE, SATZPLÄNE UND SPRACHBAUTEN - ZUR SYNTAX HYPOTAKTISCHER BEGRÜNDUNGSSÄTZE .....</b>	<b>67</b>
6.1. SYNTAKTISCHE HIERARCHIE UND KOMMUNIKATIONSRELEVANTE IMPLIKATIONEN .....	67
6.2. PROSODIE UND INFORMATIONSTATUS DURCH <i>DENN</i> .....	69
6.3. SYNTAKTISCHE VARIATION ALS BEDEUTUNGSDETERMINIERENDES HILFSMITTEL .....	69
6.4. DIE SYNTAKTISCHEN ENTWICKLUNGEN IM BEREICH DER ADVERBIALEN NEBENSÄTZE .....	72
6.5. BEDEUTUNGSANSTIEG MIT BETONUNGABSTIEG – DIE SYNTAKTISCHE PRAKTIKABILITÄT DES NEBENSATZES .....	73
6.6. SYNTAKTISCHE VERÄNDERUNGEN UND PRAGMA-SEMANTISCHE IMPLIKATIONEN IM <i>WEIL</i> -SATZ	74
6.7. INTERPUNKTION, PAUSE, ANSCHLUSS BEI <i>WEIL</i> -HAUPTSÄTZEN.....	77
6.8. AUSBLICK - DIE SATZBAUPLÄNE VON <i>WEIL</i> .....	80
<b>7. ABBILDUNGSBEREICHE UND BEGRÜNDUNGSCHARAKTERISTIKEN AM BEISPIEL <i>WEIL</i> .....</b>	<b>82</b>
7.1. ANAKOLUTHE ALS MITTEL DER NICHT-ANBINDUNG .....	83
7.2. KAUSALE ABHÄNGIGKEIT UND SINNSTIFTENDE RATIONALISIERUNGEN DES <i>WEIL</i> -SATZES .....	87
7.3. PRAGMATISIERUNGEN VON <i>WEIL</i> -SÄTZEN .....	91
<b>8. DIE SPRACHLICHE GRADUIERUNG DER KATEGORISIERTEN WELT .....</b>	<b>94</b>
8.1. DAS ASYMPTOTISCHE ABBILDUNGSMODELL .....	94
8.2. PRÄDIKATIVE KAUSALVERHÄLTNISSE.....	98
8.3. KAUSALSÄTZE UND AXIOME.....	100
8.4. BEGRÜNDUNG UND WAHRSCHEINLICHKEIT .....	102
8.5. BEGRÜNDUNG UND WAHRNEHMUNG.....	103
<b>FAZIT .....</b>	<b>106</b>
<b>LITERATURVERZEICHNIS .....</b>	<b>109</b>

## Einleitung

Schon immer ist der Mensch auf der Suche nach einer weltlichen Struktur. Dabei scheint das Anlegen von Kategorien ein bewährtes Mittel zur Ordnung von Erkenntnis zu sein. Da es nichts gibt, was sich nicht kategorisieren ließe, beschränkt sich Wissen auf die Zuordnung der dafür vorgesehenen Kategorien. Das unendlich Große kategoriale Feld umfasst schließlich ein Raster, in dem sich uns die Welt offenlegt. Die dort enthaltenen Strukturen, Formen und Inhalte kommen uns bekannt vor; nicht zuletzt, weil wir sie selbst erschaffen haben. Überall dort, wo wir uns über Formen und Inhalte einig sind, können wir annehmen, dass es diese gibt. Doch was ist, wenn die Struktur der Natur nicht aus Kategorien besteht?

Hinter jeder Kategorisierung verbirgt sich eine Logik. Nur durch diese kann über Kategoriezugehörigkeiten entschieden werden. Überall dort, wo Zuteilungen möglich sind, scheint die Welt einem Sortierungsprinzip zu folgen. Doch das Zuordnen und Etikettieren von Kategorien ist nicht immer unbedenklich. Vor allem im Bereich der Sprache sind Zuordnungen und Bestimmungen nicht immer problemlos möglich. Wenn aber davon ausgegangen wird, dass nicht nur grammatische Kategorien ein Abbild der realen sind, so müsste sich durch Analyse des sprachlichen Zeichensystems zeigen, welche Äquivalentstrukturen die Natur aufweist. Mit dieser Konkruenzidee beschäftigt sich die vorliegende Arbeit.

Im Speziellen steht der Begriff „Kausalität“ und die damit verbundenen Konzeptionen im Zentrum der folgenden sprachwissenschaftlichen Analyse. Es werden die Anwendungs- und Abbildungsfelder einiger jener sprachlichen Mittel besprochen, deren Leistung es ist, Kausalverhältnisse zu kommunizieren. Vor allem das Kausaladverbial in Form eines unter- oder beigeordneten Satzes soll als Hauptuntersuchungsgegenstand Aufschluss über die weltliche Ordnung geben. Dabei richtet sich der Fokus sowohl auf den inhaltlichen Bezug zwischen den Konnekten A und B als auch auf die Form des junktiven Anschlusses. Insbesondere die verknüpfenden Aufgaben der Konjunktionen<sup>1</sup> *da* und *nachdem* sowie *weil* und *denn* werden miteinander verglichen, um jeder Konjunktion, von ihren Gebrauchspräferenzen, ausgehend einen entsprechenden Geltungsbereich zuzuweisen. Dabei

---

<sup>1</sup> Der Begriff „Konjunktion“ wird hier unabhängig von syntaktischen Eigenschaften für sub- und beiordnende Bindewörter verwendet.

wird sich zeigen, dass Abweichung im morphologischen und syntaktischen Bereich Einfluss auf die semantische und pragmatische Interpretation des Textes nehmen.

Kausale Zusammenhänge können allerdings auch anders kommuniziert werden. Die deutsche Sprache hat verschiedene Strategien entwickelt, Kausalitätsvorstellungen in Äußerungen zu integrieren. Neben der obgenannten hypotaktischen oder parataktischen Variante können z.B. einzelne Worte aus den Gruppen der Verben (*Er verursacht ein Feuerwerk*), Präpositionen (*Sie spinnt wegen ihrer Schwester*) oder auch Adverbien (*Das Fest können wir demnach vergessen*) Kausalvorstellungen beinhalten<sup>2</sup>. Zumeist werden durch die genannten Wortarten jedoch lediglich Wirkungen ohne deren Ursachen formuliert. Das Folgeverhältnis ist nicht nebeneinander gestellt und wird auf Satzebene nicht greifbar. Dadurch erschwert sich die Identifikation des Ursache- und des Wirkungsteils in der Rede und die Ortung des zugrundeliegenden Kausalverhältnisses verliert sich im Kontext. Ein Absatz aus der deutschen Übersetzung von Kierkegaards „Entweder – Oder, Teil 1“ veranschaulicht dies:

„[...] Als *daher* in Hamburg einmal eine große Menge Lachs gefangen wurde, befahl die Polizei, daß jeder Hausherr seinen Diensthofen nur einmal in der Woche Lachs geben dürfe.“

Dieser Satz ergibt schwerlich Sinn, wenn er aus heutiger Perspektive verstanden werden soll. Erst durch das Hinzunehmen der vorangegangenen Sätze erschließt sich das Abhängigkeitsverhältnis:

„Lachs ist an und für sich eine sehr delikate Speise. Wenn man aber zu viel davon bekommt, so schadet es der Gesundheit, da es eine blähende Speise ist.“ (Kierkegaard 1995: 53)

Um bei den folgenden Beschreibungen nicht auszufern, gelten Beispiele mit satzübergreifendem Charakter bloß als Vergleichsgrößen zur Dokumentation des überaus vielfältigen Sprachmaterials.

Neben den bereits erwähnten Formen der Etikettierung in- und außerhalb der Satzgrenzen existiert auch eine „Nullmarkierung“, bei der Kausalitätsvorstellungen nicht durch

---

<sup>2</sup> Eine ausführliche Liste der sprachlichen Mittel, die Kausalverhältnisse herstellen können, findet sich u.a. bei Breindl/Walter (2009: 21) und Schmidhauser (1995:129ff.).

Verwendung einer expliziten sprachlichen Fixierung kommuniziert werden, sondern selbsterklärend abseits des Textes existieren und inferiert werden, z.B.:

*Die Schiffe stießen zusammen und sanken.* (Vgl. Schmidhauser 1995: 196),

„Von seiner schauspielerischen Leistung überzeugt, ging er zum Theater.“ (Eisenberg 1989: 355),

„Er ist nicht gekommen, er war krank.“ (Schmidhauser 1995: 38)

Obwohl nur auf pragmatischer Ebene untersuchbar, spielt das Konzept des nicht formulierten aber unmittelbar einleuchtenden ursächlichen Zusammenhangs eine wichtige Rolle auf der Suche nach dem Phänomen der Kausalität. Vor allem bei der Selektion einzelner Ursachen und Wirkungen aus einem unentwirrbaren Kausalitätsgeflecht ist die pragmatische Kompetenz eine wichtige Kommunikationsstütze. Es liegt somit nicht allein am gebrauchten Vokabular, sondern es spielt eine Vielzahl von Faktoren eine Rolle, warum, wo und wie eine Verbindung zwischen zwei Propositionen überhaupt zustande kommt und welche Funktion dieser in einer Kommunikationssituation zukommt.

Um jedoch zu wissen, wann ein Kausalverhältnis vorliegt, müssen wir uns einigen, anhand welcher Merkmale wir dieses identifizieren. Verschiedene Wissenschaftsdisziplinen haben dazu eigene Prinzipien entworfen. Im Bereich der Grammatik fällt das Klassifizieren deshalb vergleichsweise leicht, da Erkennungsmerkmale wie *weil, da, denn, daher, deshalb, wegen* oder *aus diesem Grund*, und deren Bedeutungsumfang, weitgehend lexikalisiert und klassifiziert sind. Dieser lexikalsemantische Ansatz macht jedoch einen etwas veralteten Eindruck, zumal „grundsätzlich zu bezweifeln [ist], ob man bei den behandelten Konjunktionen von lexikalischer *Eigenbedeutung* im üblichen semantischen Verständnis sprechen kann“. (Schmidhauser 1995: 38) Ohne eine konkrete Kausalitätsvorstellung haben zu müssen, können so kausale Satzverbände geradezu handwerklich formuliert und bestimmt werden. Mit der Rezeptur „Man nehme einen Satz mit *weil*“ wird die Menge der formulierbaren Kausalsätze und das dazu hinzugezogene Vokabular geradezu unerschöpflich und deren Status als erkenntnistragendes Analysematerial willkürlich und zuletzt unbrauchbar (vgl. Leinfellner 1980: 20f.).

Das durch verschiedene Ansätze (vgl. Schmidhauser 1995: 33ff.) entwickelte Kausalitätskonzept der Sprachwissenschaft erscheint im Vergleich zu nicht-linguistischen

Ursache-Wirkungsverhältnissen, wie etwa dem der Physik oder Rechtswissenschaft fremdartig, jedoch auf formaler Ebene eindeutig. Dass die linguistische Kategorie aber nicht willkürlich und funktionslos ist, werden verschiedene Kommunikationsbeispiele zeigen. Dadurch sollen sich Semantik und der Abbildungscharakter der kausalen Klasse in Hinblick auf unsere Vorstellung von Kausalität konkretisieren.

Wenn alle Kausalsätze tatsächliche Kausalität ausdrückten und sie dank der gleichbleibenden konjunkionalen Verknüpfung durch eine Bedeutungskonstante geprägt wären, so stellten sich bei der Bestimmung solcher Satzverbände und der Beschreibung des Phänomens keine großen Probleme ein. Es wird sich allerdings zeigen,

„dass das, was für den Sprecher und in der Sprache als ‘kausal’ gilt und von der Sprachwissenschaft als ‘kausal’ zu beschreiben ist, nicht notwendigerweise mit dem übereinstimmt, was in der ‘Welt’ unter ‘Kausalität’ subsumiert wird“. (Henschelmann 1977: 1)

Was genau Kausalsätze meinen und wie sie funktionieren, ist keinesfalls einfach zu beantworten, denn es liegt, wie es Elisabeth Rudolph beschreibt, eine „Diskrepanz zwischen der Kausalität in der Welt und der sprachlich fixierten Kausalität“ (Rudolph 1976: 193) vor. Welche abschließende Erkenntnis sich in Bezug auf die Existenz kausaler Abhängigkeit einstellt, wird sich zeigen. Sollte die kausale Klasse tatsächlich widerspiegeln, was in der Welt kausal ist, müsste über unsere Vorstellung von Kausalität neu nachgedacht werden.

## **Zur Vorgehensweise**

Um feststellen zu können, was die sprachlich fixierte kausale Klasse überhaupt abbilden soll, muss zunächst geklärt werden, was genau der Begriff „Kausalität“ meint und welche Konturen diese fundamentale Kategorie anzunehmen vermag. Bereits an dieser Stelle sehe ich mich mit einem Grundproblem konfrontiert: Die Literatur zu diesem Thema ist geradezu unausschöpflich und stetig kommt mehr hinzu. Die Zugänge und Darstellungen sind sehr unterschiedlich, was die Auswahl für den hiesigen Gebrauch erschwert. Die Philosophie versucht dem Begriff mit unterschiedlichen Methoden näher zu kommen, ohne dabei konsequent neue Antworten zu liefern. Auch die Psychologie ist daran interessiert, über Kommunikations- und Kognitionsforschung etwas über das Wesen der Kausalität und seine

sprachlichen Entsprechungen etwas zu sagen (vgl. Bardzokas 2012: 19ff.). Es stellte sich bei der Recherche der Eindruck ein, dass die Theorien und Beschreibungen immer abstrakter wurden, aber nicht weiter über das hinausgingen, was schon zuvor feststand oder kritisiert wurde. Aus diesem Grund verwende ich die vorhandene wissenschaftliche Literatur nur auszugsweise – auch wenn das bedeutet, dass vielleicht einige zentrale Überlegungen nicht zitiert werden können. In Anbetracht der Tatsache, dass es sich bei der Erklärung von Kausalität um einen letztlich unüberwindbaren Konflikt unserer Erkenntnis handelt, will ich es bei einer Auswahl belassen, um auch eine eigene Idee miteinfließen lassen zu können. Ich stecke das Feld daher wie folgt ab:

Das Ausmaß und die Vielfältigkeit, mit dem uns Kausalität im täglichen Leben begegnet, werden zur Legitimation des Themas an erster Stelle angeführt. Im Anschluss werden knapp die populärsten philosophischen Diskussionen über den Kausalitätsbegriff herangezogen. Die Gemeinsamkeiten und Problemstellungen, die aus diesen hervorgehen, markieren den Startpunkt für einen sprachtheoretischen Zugang zur Semantik der kausalen Klasse. Bevor Philosophie und Sprachwissenschaft verknüpft werden, wird die linguistische Stellungnahme zur kausalen Klasse geprüft. Hierzu werden die Beschreibungen und Kategorisierungen des „Kausalen“ aus verschiedenen Grammatiken und sprachwissenschaftlichen Lexika vorgestellt und verglichen.

Die anschließende sprachwissenschaftliche Analyse ist strukturalistisch verwurzelt, indem sie sprachliche Elemente segmentiert und über deren Klassifikationen nachdenkt. Davon abgesehen folgt sie Ideen des Formalismus, wobei sie sprachliche Form und deren Inhalt untrennbar voneinander in Abhängigkeit sieht und in jeder neuen Form einen neuen Inhalt sieht. Es sind vor allem diese Denkmuster, aber nicht sie allein, an denen sich diese Arbeit orientiert, und aus denen Beschreibungen und Interpretationen der Abbildungshorizonte der kausalen Klasse hervorgehen.

Es werden sowohl Geltungs- und Wirkungsbereiche einzelner Kausalkonnektoren synchron eingekreist als auch die eigendynamischen und erzwungenen sprachgeschichtlichen Entwicklungen beschrieben, die sich im Bereich der kausalen Klasse in den letzten Jahrhunderten zugetragen haben. Der synchrone Blick mit diachroner Interpretationsstütze auf die Referenzgebiete der kausalen Klasse erfasst ein klares Muster in Hinblick auf eine zunehmende Konkretisierung in der Beschreibung kausaler Abhängigkeitsverhältnisse. Daraus lässt sich ein Erkenntnisgewinn in Sachen Weltverständnis und der Funktion von Sprache ableiten.



Aus den Ergebnissen ergeben sich Fragestellungen, die die linguistische kausale Kategorie innerhalb ihrer vermeintlichen Grenzen als nicht problemfrei erscheinen lassen, und nur durch die Aufspaltung in verschiedene Arten oder Subkategorien, was einer Art Graduierung mit fließenden Übergängen entspricht („die Quadratur des Kreises“), ihren Status als „definiert“ aufrecht erhalten kann. Welchen Aussagewert haben kausale Satzstrukturen in Hinblick auf Kausalität als „Kategorie des Geistes“ und als Kategorie der Naturgesetze? Dies ist eine der zentralen Fragen, die nach Stellungnahme verlangen. Wie lässt es sich begründen, dass es eine solche Vielzahl an Kausalitätsmarkierungen in indogermanischen Sprachfamilien und speziell im Deutschen gibt, wenn das, was wir unter Kausalität verstehen, inhaltlich eindeutig und universal ist?

## **1. Die Natur, der Mensch und seine Sprache**

### **1.1. Was beschreibt der Kausalitätsbegriff?**

Bevor die „Wende zur Sprache“ beschrieben wird und die Betrachtung des sprachlichen Zeichens Einblicke in unsere Idee von Kausalität gibt, soll im Folgenden erläutert werden, was der Kausalitätsbegriff terminologisch beinhaltet. Durch die seit der Antike andauernde Diskussion über Kausalität und die Zusammenhänge der Dinge in der Welt hat der Begriff „Kausalität“ nicht unbedingt an Klarheit gewonnen. In seinem Artikel über „Kausalität“ bemerkt Ritter, dass „die Bedeutung des Wortes [...] kaum noch fixierbar [ist]“. (Scheibe, in Ritter 1976: 799) Der Begriff hat durch seine Jahrtausende alte Tradition heute eine Dimension erreicht, die sich kaum in wenigen Worten beschreiben ließe. Obgleich Rudolph der Auffassung ist, dass „[e]in mehr als flüchtiges Vorverständnis für das, was unter Kausalität zu verstehen sei, heute vorausgesetzt werden [darf]“ (Rudolph 1979: 193), sind einige zentrale, permanente bzw. (un-)beständige Aspekte zu nennen, die dem Begriff „Kausalität“ sein Fundament bieten und ihn bis heute mitbestimmt haben.

In „Historisches Wörterbuch der Philosophie“ lautet die angeführte Definition zum Begriff „Kausalität“:

„Kausalität ist entweder ein (einseitiger oder beidseitiger) *logischer Zusammenhang* zwischen Ursache und Wirkung oder mindestens ein Zusammenhang der *verstehen* läßt, wie die Wirkung aus der Ursache erfolgt.“ (Scheibe, in Ritter 1976: 800)

Im Allgemeinen bezeichnet der Begriff das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung. Beide Seiten dieses bipolaren Abhängigkeitsverhältnisses definieren sich gegenseitig, indem eine Wirkung immer eine Ursache hat und eine Ursache notwendigerweise eine Wirkung hervorruft. Die Begriffe verlangen nacheinander. Die Enden einer kausalen Verknüpfung stehen also niemals alleine, sondern treten stets gemeinsam auf.

Was genau als die passende Ursache für eine bestimmte Wirkung bezeichnet wird, oder welches Resultat sich zwangsläufig aus einem ursächlichen Ereignis ergibt, muss zunächst ungeklärt bleiben. Das hängt zum einen damit zusammen, dass man bei der Bestimmung von Ursachen und Wirkungen unterschiedlicher Auffassung sein kann und zum anderen, dass sowohl Ursache als auch Wirkung im begrenzten Raum menschlicher Wahrnehmung oftmals gar nicht zweifelsfrei genannt werden können.

Entscheidend für das Vorhandensein eines kausalen Verhältnisses ist zunächst die Idee, dass ausnahmslos „jede Veränderung eine Ursache hat“ und dass jede „Zustandsveränderung“ auf Kausalität schließen lässt. (Scheibe, in Ritter 1976: 790) Weiter wird von einer Gesetzmäßigkeit kausaler Vorgänge gesprochen, wenn das Eintreten von Wirkungen vorhersagbar ist.

Was für die Zuordnung von Ursachen zu Wirkungen berücksichtigt werden muss, ist, dass sich beide Konzepte in einem unmittelbaren zeitlichen und räumlichen Verhältnis zueinander befinden – im selben Raum treten Ursachen zeitlich immer *vor* ihren Wirkungen ein, da sie letzteres zur Folge haben. Dementsprechend finden Wirkungen immer erst *nach* ihrer Ursache statt. Diese zeiträumliche Nachbarschaft von Ursache und Wirkung ist bis zuletzt allerdings nicht nachweisbar - möglicherweise weil bei den Begriffen „Ursache“ und „Wirkung“ zwei Teile voneinander getrennt werden, die aber nicht zu trennen sind - und daher ebenso umstritten wie die Existenz naturgesetzmäßiger Kausalität selbst (vgl. u.a. Kienzle 2010: 356; Scheibe, in Ritter 1976: 791; Mach 1905: 513, in Schmidhauser 1995: 27).

Es sei zur Reihenfolge von Ursache und Wirkung angemerkt, dass das Auge des Betrachters auch nur das spätere Ereignis registrieren kann und durch Anwendung des Kausalprinzips Rückschlüsse auf mögliche Ursachen zieht. Umgekehrt können Ursachen erkannt werden, bevor sie ihre volle Wirkung entfaltet haben. Für die Wahrnehmung ist die Reihenfolge von

Ursache und Wirkung unwichtig, denn unser Verstand unterstützt, wenn möglich, auch rekonstruierend die Sortierung beider Enden des Kausalverbundes.

Unabhängig davon, ob Auskünfte über Kausalverbindungen als wahrhaftig erachtet werden können, ist die Nützlichkeit der Kategorie „Ursächlichkeit“ unbestritten. Ihr ist es zu verdanken, dass wir Zusammenhänge in der Welt zumindest beschreiben und kommunizieren können. Wir verstehen und verständigen uns über Systeme des Verursachens, die wir unter einem Kausalitätsbegriff zusammenfassen können, ganz gleich, ob wir von dessen Existenz überzeugt sind oder nicht. Machten wir das nicht, so ergäbe die Welt ein großes Stück weniger Sinn. Denn „[e]s gibt kaum einen Bereich unseres Daseins, in dem die Frage nach Ursache und Wirkung nicht gestellt wird“. (Rudolph 1976: 194)

## **1.2. Begriffsumfang und Kausalproblem**

In fast allen Lebensbereichen ist das Kausalkonzept, das Ursachen mit Wirkungen und umgekehrt miteinander verbindet, fester Bestandteil des Überlegens, Argumentierens, Begründens, der Bedeutungsgebung und des Verstehens. Im alltäglichen Leben und in der Wissenschaft dient die Kausalitätsidee als wichtiges „Modell des Erkennens und Beschreibens von Zusammenhängen“ (Rudolph 1976: 194), oder, anders formuliert, „wenn Kausalität überhaupt etwas ist, [kann]sie nichts sein als ein Ordnungsprinzip“ (Schlick 1970: 143).

In der Wissenschaft beschäftigen sich fast alle Disziplinen mit Ursachen und Wirkungen. Sie sind in ihrem Schaffen allerdings unterschiedlich gepolt, da sie entweder auf der Suche nach Ursachen oder nach Wirkungen sind, aber es werden in allen „Disziplinen [...] Hypothesen über kausale Zusammenhänge aufgestellt und davon ausgehend allgemein gültige Gesetzmäßigkeiten postuliert“. (Eimer 1987: 4) Beispielsweise erklärt die Medizin Krankheitssymptome als Wirkungen, deren Auslöser es zu finden gilt, und in der Biologie werden Evolution und Zweckmäßigkeit miteinander verknüpft. Geographie und Geologie prophezeien durch kausal fundierte Möglichkeiten der Früherkennung Naturkatastrophen und erklären deren (mögliche) Auswirkungen auf den Planeten und deren Ursachen. Das Erforschen, die Vorhersehbarkeit und ggf. die Prävention tragen maßgeblich zur wissenschaftlichen Erkenntnis bei. Auch die Suche nach Motiven, Absichten und Handlungsursachen in den Rechtswissenschaften oder der Kriminologie basiert auf der Konstruktion von Kausalzusammenhängen.

So einsichtig und berechtigt diese in der Wissenschaft gebrauchten Kausalzusammenhänge sind und so hoch deren Wahrheitsgehalt auch sein mag, sie bleiben nicht beweisbare Mutmaßungen. Jedes Erklären von einzelnen Zusammenhängen in der Welt und das Bestimmen einzelner Kausalitätsverhältnisse wird nicht ausreichend sein, um die gültige letzte Antwort zur ersten reinen Ursache benennen zu können. Es gibt Bereiche unseres Daseins, wo keinerlei (wissenschaftliche) Erkenntnis Aufschluss über das gibt, „was die Welt / Im Innersten zusammenhält“ (Goethe: Faust V. 382f.). Wie es beispielsweise zu Kriegen oder anderen Arten menschlicher Konflikte kommt, kann zwar argumentativ überzeugend dargelegt werden, nicht aber mit gesetzesartiger Gewissheit beantwortet werden. In dieser Form der Unwissenheit, die einer unendlichen Folge, einem infiniten Regress gleicht, liegt die unüberwindbare Hürde der Kausalitätsbestimmung. Es gibt kein verlässliches Mittel und keine Methode, um die Existenz von Kausalität zu beweisen. (Vgl. Stegmüller 1970: 171f.)

Die Einführung des Gravitationsgesetzes hat ein Kausalproblem neu hervorgebracht. Einerseits beschrieben die mathematischen Formeln Newtons ein einleuchtendes Naturgesetz, andererseits konnte über die Herkunft und den Antrieb der Schwerkraft selbst nichts gesagt werden, auch nicht, warum dieses Gesetz allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann. „In den Bewegungen gravitierender Körper findet sich nichts, das eine Ursache genannt werden kann“ (Russell, zitiert nach Scheibe, in Ritter 1976: 794) und so kam es, dass der Begriff „Ursache“ in den Naturwissenschaften als solcher heute gar nicht vorkommt und eher von „funktionalen Beziehungen zwischen meßbaren Größen [gesprochen wird]“. (Schlick 1970: 144) Der britische Philosoph Bertrand Russell (1872-1970) sieht einen Grund dafür und radikalisiert,

„daß das Wort ‚Ursache‘ so unentwirrbar verwickelt ist mit irreführenden Assoziationen, daß seine vollständige Austreibung aus dem philosophischen Vokabular wünschenswert erscheint“. (zitiert nach Scheibe, in Ritter 1976: 794)

Ob wir allerdings ganz ohne den Begriff der „Ursächlichkeit“ in unserem Denken konkreter würden, ist fraglich. In jedem Fall ist man im Umgang mit dem Kausalitätsbegriff vorsichtig geworden. Man ist sich, so scheint es, in der Wissenschaft darüber einig, dass Erkenntnis, die auf kausaler Erklärung basiert, höchstens eine dogmatische Lösung bringen kann, nicht aber eine endgültig „wahre“ und bewiesene. Mit „Kausalität“ ist einst ein nützlicher Begriff erschaffen worden, über dessen Inhalt man sich nun nicht mehr sicher ist. Ein Begriff über den gerne gesprochen wird, ohne dabei etwas über seine Form zu sagen.

## 2. Kausalitätsdiskurse

Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass der Umfang des Kausalitätsdiskurses so weit ist, dass eine Darstellung von eben diesem nur sehr selektiv sein kann. Die hier angeführten Überlegungen können nur einen Einblick in das weitdiskutierte Kausalitätsfeld geben und sind keinesfalls als vollständig erachtet werden. Die Zugänge und Darstellungsweisen des Kausalphänomens sind ausreichend genug, um eine Bibliothek damit füllen zu können. Trotzdem lässt sich behaupten, dass „auch in der Philosophie bis zum heutigen Tag keine eindeutige Antwort auf die Fragen nach der Natur der Kausalität geben werden können.“ (Eimer 1987: 5)

Die folgende knappe Einführung beschränkt sich auf einige wenige relevante Aspekte verschiedener Kausalitätsauffassungen und muss auf tiefergehende Auseinandersetzungen verzichten. Ausführlichere Zusammenfassungen der bedeutensten Überlegungen zum Thema befinden sich u.a. in: DeGrand „Causality – Communication and Cognition“ (1993); Eimer „Konzepte von Kausalität“ (1987); Posch „Kausalität – Neue Texte“ (Hg. 1981) oder auch Leinfellner „Kausalität und Sprache“ (1980).

### 2.1. Kausalprinzip und Kausalgesetz

Eine frühe überlieferte Reflexion über Kausalität stammt von Aristoteles (384 - 322 v. Chr.). Seine Überlegungen ordnen den Begriff, indem sie vier Formen der Ursächlichkeit unterscheiden: *formal*, *material*, *effizient*, *final* (DeGrand 1993: 135). Obwohl diese vier Unterarten der Ursächlichkeit heute kaum noch Beachtung finden, dokumentieren sie frühe Tendenzen, eine Antwort auf die Frage nach der Beschaffenheit der Ursache zu finden.

Eine zentrale Wende nahm die Diskussion über Kausalität allerdings erst im 17. Jahrhundert im Zuge des Empirismus, als allmählich eine Fixierung und gleichzeitige Veränderung des Begriffs einsetzte. Die Überzeugung der Philosophen wie Thomas Hobbes, John Locke oder David Hume, dass jede Erkenntnis Erfahrung als Ausgangspunkt habe, bedeutete in Bezug auf Aussagen über Kausalverhältnisse zunächst, dass diese nicht *a priori* möglich seien und erst durch das Auseinandersetzen mit der Welt erlernt werden müssten. Lockes Metapher des unbeschriebenen Blatts, das den Erkenntnisstand eines jeden Menschen bei seiner Geburt symbolisiert und auf dem im Laufe des Lebens durch Erfahrung Erkenntnis festgehalten wird,

beschreibt anschaulich den Zeitgeist der Empiristen und hat zur Folge, dass das Erkennen von Kausalität etwas ist, das erlernt werden kann und muss und nicht von Beginn an im Menschen verankert ist. Um also einen Kausalzusammenhang erkennen zu können, müsse man sich seiner Erfahrung bedienen, die vergleichbare Strukturen anbiete, die sich wiederum wie eine Schablone auf unbekannte erstmals beobachtete Abhängigkeiten übertragen ließe. Demnach wird dem Menschen mit seiner Geburt keine Kausalkategorie einverleibt, sondern er erschafft sie erst selbst für sich.

Doch ob sich aus der Erfahrung auch Erkenntnis über die Existenz und das Wesen eines Kausalprinzips ableiten ließe, blieb selbst bei den Empiristen umstritten. Der in Schottland geborene Philosoph David Hume (1711 - 1776) machte auf sich aufmerksam, indem er als einer der ersten dem Phänomen der Kausalität mit Skepsis gegenüber trat und die „Demonstrierbarkeit des allgemeinen Kausalgesetzes leugnet[e]“. (Scheibe, in Ritter 1976: 790)

Humes Ansatz ist der des Induktionsproblems, das besagt, eine aus der Beobachtung verschiedener Einzelfälle resultierende Verallgemeinerung habe keine logische Gültigkeit. Daraus folgt, dass durch die Beobachtung einer Ursache mit der dazugehörigen assoziierten Wirkung nicht die Existenz eines allgemeinen Kausalgesetzes resultiert. Doch Hume geht in seiner Argumentation noch weiter, indem er selbst die Beobachtung eines Kausalzusammenhangs hinterfragt.

Im Übergang zwischen Ursache und Wirkung, den er *inference* nennt (vgl. Kienzle 2010: 357), vermisst Hume eine konkrete Vorstellung. Er ist der Auffassung, dass wir von einer Ursache nur über Interpretationswege zu ihrer Wirkung gelangen könnten und dass diese Interpretationen immer aus der Erfahrung resultierten. Es sei einem Menschen nicht möglich, aus einem gegebenen Gegenstand, ohne diesen genauer untersucht zu haben, etwas über dessen Ursachen und Wirkungen herauszufinden. (Vgl. Kienzle 2010: 361)

Für die Induktion bedeutet dies, dass es keine Möglichkeit gibt, etwas über zukünftige Wirkungen zu sagen, ohne vergangene vergleichbare Kausalitätsfälle in die Überlegungen einfließen zu lassen. Genau darin besteht das Kausalproblem: Es gibt keinen Beweis für etwas, das jeder kennt, worüber jeder etwas sagen kann, aber niemand weiß, was es ist und wo es herkommt.

Ein Mittelglied, ein für Aufklärung sorgendes „Missing Link“, das die Gleichheit der Übergänge auch für die Zukunft sichere, ist Hume nicht bekannt (vgl. Kienzle 2010: 367). Es könne also nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob auch in Zukunft die Gesetze der Naturwissenschaften gelten würden. Es lässt sich lediglich darüber spekulieren. Für Hume

gibt es keine Notwendigkeit, „dass jedes Ding, dessen Existenz einen Anfang hat auch eine Ursache hat“. (Kienzle 2010: 357) Es sind also nicht die Dinge selbst, die uns über deren Ursache- und Wirkungspotential unterrichten, es ist die Vorstellung unseres Geistes, die daran glaubt.

Humes Ausgangspunkt zur Darstellung seiner Vorstellung der unmöglichen Beschreibung von Kausalität bildet eine Aufteilung des menschlichen Verstandes in „alle Perzeptionen des Geistes“ (Hume 2008: 32). In seinen Überlegungen unterscheidet er je nach Grad, Stärke und Lebendigkeit zwischen Eindrücken („Impressions“) und Vorstellungen („Ideas“). Seine Unterscheidung erklärt er wie folgt:

„*Eindrücke* sind von Vorstellungen unterschieden, welche die weniger lebhaften Perzeptionen sind, deren wir uns bewusst sind, wenn wir auf eine der obenerwähnten Wahrnehmungen oder Gemütsbewegungen reflektieren.“ (Hume 2008: 32).

Diese Kategorisierung Humes deutet an, wie es seiner Meinung nach zu der „Vorstellung“ von Kausalität kommt. Zunächst, wenn auch nicht explizit erwähnt, werden zwei Grundeinheiten einander gegenüber gestellt, Mensch und Natur. Aus der Beobachtung der Natur erhält der Mensch sein Material zu Gestaltung seines Geistes. Wie oben zitiert, wird nun unterschieden zwischen „Impressions“ und „Ideas“, wobei die Eindrücke eine beobachtbare Form annehmen und Vorstellungen nur Ableitungen dieser sind und keine konkrete Form haben, jedoch Inhalt und Bedeutung. Die Idee von einer Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung betreffend argumentiert Hume wie folgt:

„Blicken wir auf die uns umgebenden Außendinge und betrachten wir die Wirksamkeit der Ursachen, so sind wir in keinem einzigen Falle in der Lage, irgendeine Kraft oder einen notwendigen Zusammenhang zu entdecken, irgendeine Eigenschaft, welche die Wirkung an die Ursache bindet und die eine zur unausbleiblichen Konsequenz der anderen macht. Wir finden nur, daß die eine in Wirklichkeit tatsächlich auf die andere folgt. Den Stoß einer Billardkugel begleitet eine Bewegung der zweiten. Das ist alles, was den *äußeren* Sinnen erscheint. Der Geist erlebt keine Empfindung, keinen *inneren* Eindruck von dieser Folge der Gegenstände: Demzufolge gibt es in keinem einzelnen, bestimmten Falle von Ursache und Wirkung etwas, das auf die Vorstellung der Kraft oder des notwendigen Zusammenhanges hinwiese.“ (Hume 2008: 85f.)

Da nun das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung nicht mit den menschlichen Sinnen wahrnehmbar ist, sondern lediglich eine Anfangsgröße und später ein Produkt für uns zu erkennen gibt, kann über den Verlauf von der Anfangsgröße bis zum Produkt nichts Sicheres gesagt werden.

Obwohl Hume es ausschließt, dass je ein Beweis für die Existenz kausaler Kräfte erbracht werden könne, ist er kein Gegner des geistigen Kausalitätskonzeptes. Zwar ist der menschliche Verstand der Komplexität der Natur nicht ebenbürtig, jedoch ist der Mensch in der Lage, auch das Chaos zu ordnen und es nützlich auszurichten. Auch wenn Kausalität für Hume nur „konventionalistisch-funktionalistischen“ Charakter hat (vgl. Leinfellner 1980: 27), so ist die Vorstellung von einer „Verlässlichkeit der Natur“ eine notwendige „Arbeitshypothese“ und Hume bekennt sich darüber dankbar, indem er formuliert:

„Wo wir die Prinzipien des menschlichen Geistes einige Schritte weit verfolgen, dürfen wir wohl mit unserem Fortschritt zufrieden sein, wenn wir bedenken, wie bald die Natur allen unseren Untersuchungen der Ursachen die Schranke setzt und uns zum Eingeständnis unserer Unwissenheit bringt.“ (Hume 2008: 83)

Wo aber erhält Kausalität ihren Platz, wenn wir in stetigem Zweifel über unsere geistigen Berechnungen gelassen werden? Eine Lösung zu diesem Problem wird später von Immanuel Kant (1724-1804) durch eine Umschichtung der Begriffe vorgeschlagen. Wo einst Erfahrung an oberster Stelle stand und Mutter aller Erkenntnis war, wird Kausalität zur Mutter der Erfahrung und der Erkenntnis betrachtet.

Indem Hume die Grenzen der menschlichen Wahrnehmung und ihr Unvermögen bei der objektiven Identifikation der notwendigen Verbindung zwischen einem ursächlichen und einem bewirkten Ereignis aufzeigte, weckte er Immanuel Kant aus dessen „dogmatischen Schlummer“. Im Gegensatz zu Hume gibt es für Kant einen „Grundsatz von dem durchgängigen Zusammenhange aller Begebenheiten der Sinnenwelt nach unwandelbaren Naturgesetzen“. (Kant, zitiert nach Scheibe, in Ritter 1976: 790). Für Kant ist Kausalität eine Kategorie mit apriorischem Charakter. Sie ist erfahrungsunabhängig im Verstand des Menschen inbegriffen und ihre objektive Gültigkeit sei daher gegeben, da der Begriff der Ursache anderenfalls keine Bedeutung hätte und leer wäre. (Vgl. Kant A 90f. / B 123f. Guyga 2004:127f.) Kausalität ist folglich ein geistiges Ordnungsprinzip, das die Möglichkeit der Erkenntnis überhaupt erst zulässt. Indem Kant dem Menschen und der Natur dieses



Ordnungsprinzip als ein grundsätzliches zuschreibt, das dem Geiste selbsterklärend vorliegt, kam es in der Philosophie zu einem erkenntnistheoretischen Paradoxon.

Aussagen über Kausalverhältnisse gelten nach Kant als „synthetisches<sup>3</sup> Urteilen apriorischer“ Art (vgl. Thöle 2010: 397). In dieser Klasse liegt ein begrifflicher Widerspruch: Die Unvereinbarkeit wird darin gesehen, dass ein Erkenntnisgewinn nur dann ohne Erfahrung auskommen kann, wenn sie sich in der Wirklichkeit durch Analyse beweisen ließe. Da der Beitrag, den das Kausalprinzip zu unserer Erkenntnis leistet, weder der Erfahrung entspringt noch empirisch gesichert ist, erfährt der Begriff der Kausalität eine erkenntnistheoretische Wende. Auch wenn Kant der Meinung ist, dass Ursächlichkeit kein leerer Begriff sei und sie, wenn auch nicht beweisbar, real sei, bleibt ungeklärt, wie verlässlich die kausale „Arbeitshypothese“ ist und wie Aussagen über Kausalzusammenhänge bewertet werden sollen. Geo Siegart formuliert in einem Aufsatz zum logischen Positivismus Rudolf Carnaps zynisch:

„Dem empiristischen Sinnkriterium zufolge gelten alle Aussagen als sinnlos, die zwar als Wirklichkeitserkenntnis auftreten, für oder gegen die aber prinzipiell keine nachvollziehbare Erfahrung sprechen würde.“ (Siegwart 2010: 687)

Auch wenn es für Kant eindeutig war, wo und wie er das Phänomen der Kausalität zu suchen hatte, bleibt der Einwand erhalten, dass das Urteilen über Ursachen und Wirkungen, wie bei Hume, ohne das Rückgreifen auf bereits erworbenes Wissen nicht möglich ist. Da Aussagen über Kausalverhältnisse nun entweder sinnlos oder immer objektiv einleuchtend sind, ist man der Sache bisher kein Stück näher gekommen. Es sieht an diesem Punkt jedenfalls danach aus, als müsse man sich entscheiden, welcher Ansatz sympathischer ist und die nachvollziehbareren Argumente hat.

---

<sup>3</sup> „Es gibt nur zwei Arten sinnvoller Aussagen: analytische Aussagen, die allein aufgrund der Bedeutung der in ihnen vorkommenden Ausdrücke wahr oder falsch sind, und empirische (synthetische) Aussagen, die durch Erfahrung zumindest im Prinzip bestätigt oder erschüttert werden können.“ (Siegwart 2010: 687)  
Anders: Analytische Aussagen sind „Sätze, bei denen das Prädikat schon im Subjekt erhalten ist“. (Nimtz, zitiert nach Quine 2010: 772) Demgegenüber stehen synthetische Aussagen, welche „die Erkenntnis über das hinaus, was in den Begriffen bereits gedacht wird [erweitern]“. (Siegwart nach Kant 2010: 397)

## 2.2. Neuere Kausalitätskonzepte

Die Theorien von Hume und Kant haben in der Wissenschaft ihre Spuren hinterlassen. Auch wenn man sich heute mit den „alten“ Theorien nicht mehr zufrieden gibt, bilden sie oft den Ausgangspunkt für weitere Fragestellungen. Da unmöglich der volle Umfang zu den bis heute vorliegenden Überlegungen zum Thema „Kausalität“ genannt werden kann, soll ein kurzer Blick auf zwei weitere Erklärungsmodelle zu genanntem Phänomen genügen. Es handelt sich dabei um die *kontrafaktische Implikation* und die *Theorie der Wahrscheinlichkeitserhöhung*, die auch für die spätere sprachwissenschaftliche Analyse von Bedeutung sind.

Max Kistler fasst die kontrafaktische Analyse wie folgt zusammen:

„Der kontrafaktischen Analyse zufolge ist es eine notwendige und hinreichende Bedingung für die Wahrheit der Behauptung, dass *a* die Ursache von *b* ist, dass es zwischen *a* und *b* eine Kette von Ereignissen gibt, sodass jedes Glied vom vorhergehenden kausal abhängig ist. Die kausale Abhängigkeit zwischen zwei Ereignissen wird dann mit Hilfe zweier kontrafaktischer Konditionale analysiert: *b* ist genau dann kausal von *a* abhängig, wenn folgende Bedingungen erfüllt sind:

- 1) Wenn *a* stattgefunden hätte, hätte auch *b* stattgefunden;
- 2) wenn *a* nicht stattgefunden hätte, dann hätte auch *b* nicht stattgefunden“<sup>4</sup>

(Kistler 2002)<sup>5</sup>

In diesem Erklärungsmodell wird der Begriff der Ursache als unbrauchbar erachtet und mit dem der Bedingung ersetzt. Ähnliches hat schon John Stuart Mill (1806-1873) gedacht, für den der Begriff der „Ursache“ ohne weiteres durch den der „Bedingung“ ersetzt werden könnte. Als Ursache würde entweder die Summe aller Bedingungen bezeichnet werden oder, wie dazu angemerkt wurde, nur jene Bedingung, die der Wirkung am nächsten liegt (vgl. Mill 1868: 139<sup>6</sup>). Wir werden an späterer Stelle feststellen, dass auch für die Kategorisierung

---

<sup>4</sup> siehe auch: Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus: 5.ff.

<sup>5</sup> Kistler, Max: Erklärung und Kausalität. In: philosophia naturalis 39 (2002), S. 89-109. [Internetquelle: <http://hal.archives-ouvertes.fr/docs/00/05/34/13/HTML/>]

<sup>6</sup> [http://books.google.at/books?id=QrBlwhhD3dQC&pg=PA139&lpg=PA139&dq=john+stuart+mill+ursache+ist+summe+der+bedingungen&source=bl&ots=E6BUVNFln&sig=Q1F6D5EGUSor-S3Q-E5lyM0UWpk&hl=de&sa=X&ei=ys96T\\_C5GYHbtAa9\\_-XvAQ&ved=0CDMQ6AEwAg#v=onepage&q&f=false](http://books.google.at/books?id=QrBlwhhD3dQC&pg=PA139&lpg=PA139&dq=john+stuart+mill+ursache+ist+summe+der+bedingungen&source=bl&ots=E6BUVNFln&sig=Q1F6D5EGUSor-S3Q-E5lyM0UWpk&hl=de&sa=X&ei=ys96T_C5GYHbtAa9_-XvAQ&ved=0CDMQ6AEwAg#v=onepage&q&f=false) (25.2.2012)

verschiedener kausal formulierter Aussagen das Hinzuziehen der konditionalen Klasse ein distinktives Merkmal sein kann.

Diese Überlegungen reichen immer weiter in das Gebiet der Logik bzw. der Prädikatenlogik, die eine durchaus sinnvolle Methodik zur Beschreibung naturwissenschaftlicher Phänomene birgt. Da es in dieser Arbeit jedoch um die Abbildungsbereiche sprachlicher Ausdrücke geht, die in Wahrheit nicht durch logische Entsprechungen dargestellt werden können, kann darauf nicht weiter eingegangen werden. Von weiterer Bedeutung ist noch das Modell der Wahrscheinlichkeitserhöhung, das im Hinblick auf Sprecherintentionen und Vorstellungen einen kommunikationsrelevanten Beitrag zu leisten vermag.

Das für die hiesigen Zwecke wesentliche Merkmal der Theorie der Wahrscheinlichkeitserhöhung ist die Implikation, dass die Frage nach der Ursache nicht mehr mit *ja* oder *nein* zu beantworten ist, sondern mit *mehr* oder *weniger*. Ob eine Beobachtung von „Ursachen“ oder „Wirkungen“ auf ein Kausalverhältnis schließen lässt, ist nun nicht mehr der zentrale Aspekt der Fragestellung. Die subjektive Kategorie wird dekonstruiert, indem über eine Zugehörigkeit nicht mehr eindeutig binär entschieden wird. Durch das Hinzuziehen der Wahrscheinlichkeitsüberlegung erfährt Kausalität eine Transformation von einer begrenzten Kategorie zu einer unbegrenzten Graduierung. Diese Idee wird für die Überlegungen der Klassifikation von Kausaladverbialen in Form von Nebensätzen und deren Abbildungen der Welt eine wichtige Rolle spielen. Ein Beispiel, das durchaus in juristischem Kontext vorkommen könnte, soll die Theorie der Wahrscheinlichkeitserhöhung veranschaulichen:

Eine Pistolenkugel wird abgefeuert. Sie trifft eine Person und verwundet diese. Kurz darauf wird eine zweite Kugel auf dieselbe Person abgefeuert und diese stirbt in Folge der Verletzungen. Es kann nun nicht mehr gesagt werden, welche der beiden Kugeln ursächlich für den Tod der Person war. Im Allgemeinen erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass die Person stirbt, bereits durch das Abfeuern der ersten Kugel. Ob sie daran auch stirbt, ist von Fall zu Fall verschieden. Die Wahrscheinlichkeit wird durch das Abfeuern der zweiten Kugel erneut erhöht, jedoch ist noch immer keine Sicherheit gegeben, dass das Abfeuern zweier Pistolenkugeln auf einen Menschen auch dessen Tod zur Folge hat. Nun ist es egal, wie weit die Wahrscheinlichkeit erhöht wird, sie ist nicht ausreichender Beweis für das Vorliegen eines Kausalverhältnisses. (Es wird bei diesem Beispiel davon ausgegangen, dass keine gerichtsmedizinische Untersuchung möglich ist.)

Die Unsicherheit bei der Bestimmung der Ursache in obgenanntem Fall wird trotz steigender Glaubwürdigkeit niemals den *objektiv* unmittelbar einleuchtenden Bereich unseres Daseins

erreichen. Deshalb sind Wahrscheinlichkeitstheoretiker der Meinung, ob die Sonne morgen wieder aufgehen wird, sei keine Ja-Nein-Frage, sondern eine Frage des Grades der Überzeugung (vgl. Kienzle 2010: 370).

Die Diskussion der verschiedenen Theorien zeigt nur ansatzweise das Ausmaß der Problematik, die mit dem Phänomen einhergeht. Ein Zitat von Kant selbst, das die Frage nach dem Wesen der Kausalität vorübergehend beantworten kann und das Kapitel abschließen soll, lautet:

„Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal [...], dass sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann; denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann; denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.“ (Kant 1966: 395)

Und obwohl sich sprachliche Kausalität und Kausalität in der Welt lediglich berühren, nicht aber decken, könnte auch radikalisiert nach dem Naturforscher Ernst Mach formuliert werden: „In der Natur gibt es keine Ursache und keine Wirkung“ (Mach, zitiert nach Schmidhauser 1995: 27). So gesehen wäre es ohnehin unmöglich, realitätsadäquat sprachlich verweisen zu können. Diese These wird u.a. von Willard van Orman Quine in seinem Werk „Wort und Gegenstand“ (orig. „Word and Object“) vertreten. (Quine 1980; insbesondere Kapitel II)

### **3. Kausalität und Sprache**

#### **3.1. Sprachtheoretische Vorüberlegungen zu den Wechselbeziehung von Welt, Geist und Sprache**

Die Reflexionen von Aristoteles, Hume und Kant haben alle eines gemeinsam: Sie versuchen das Phänomen der Kausalität zu beschreiben, indem sie es in der äußeren Realität zu beobachten glauben. Dem Zugang zur Beschreibung der Welt über die Sinneswahrnehmung ist im Zuge des „Linguistic Turn“ ein weiterer hinzugekommen: Sprache. Dieses Abbildungssystem, so wird verschiedentlich vermutet, sei mit denselben Eigenschaften, Mustern und Kategorien ausgestattet, wie die Welt selbst. So gesehen wird aus der Linguistik ebenso eine Naturwissenschaft, wie beispielsweise die Physik oder Chemie, wo Prinzipien der

Vorhersehbarkeit von Zustandsveränderung geltend wären (vgl. Leinfellner 1980: 26). Was wir in Sprache finden, müsse es auch in der Welt geben und umgekehrt. Bloomfield argumentiert in seinem Buch „Language“, dass

„menschliche Handlungen Teile von Ursache-Wirkungsketten [sind] – von genau derselben Art wie diejenigen Ursache-Wirkungsketten, die wir in der Physik oder in der Chemie entdecken.“ (Bloomfield, zitiert nach Leinfellner 1980: 26)

Diesem Zugang soll einmal gefolgt werden.

Wilhelm von Humboldt (1767-1835) formulierte in seinem Werk „Schriften zur Sprache“ das Wesen der Sprache wie folgt:

„Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia) [griech. ἐνέργεια 'Tätigkeit', 'Wirksamkeit']<sup>7</sup>[...] Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierte Laut zum Ausdruck des Gedanken fähig zu machen.“ (Humboldt 1973: §12).

Humboldt sah Sprache nicht als „statisches Gebilde“, sondern als eine dynamische Kraft, deren Wirkung und Funktion<sup>8</sup> darin besteht, die Welt sinnvoll abzubilden und zu gestalten. Überträgt man diese Überlegung auf unsere Vorstellung von Kausalität, so wird diese überhaupt erst durch Sprache erschaffen. Gäbe es also im Sprachsystem kein Mittel zur Darstellung eines Kausalverhältnisses, wäre der Mensch nicht im Stande, eine Vorstellung von Kausalität zu entwickeln, geschweige denn zu kommunizieren. Der Begriff wäre somit leer und nicht existent. Humboldts Auffassung zufolge kann allein durch die Analyse und das Verstehen der sprachlichen Zeichen die Wirklichkeit erkannt werden. Selbst wenn diese bis zuletzt nicht dechiffrierfähig ist, bleibt das Ordnungssystem der Sprache als eine analysierbare Größe bestehen, durch welche dem Phänomen der Kausalität bedeutend näher zu kommen ist.

Es drängt sich nun die nicht auflösbare Frage auf, ob Sprache nun eine Erfindung des Menschen ist und er sie so gut es ihm möglich ist selbst sinnhaft entwickelt, um eine Wirklichkeit zuletzt erst zu konstruieren, oder ob Sprache ein gegebenes Naturprodukt ist,

---

<sup>7</sup> <http://www.linguistik.hu-berlin.de/syntax/onlinelexikon/E/energeia.htm> (11.10.11)

<sup>8</sup> John L. Austin greift die Funktion von Sprache in seinem Werk „How to do Things with Words“ auf und beschreibt in seiner Sprechakttheorie, welche Absichten praktisch mit Sprache bezweckt werden können.

dessen systematische Erscheinungsform nicht zufällig ist, sondern in der Biologie des Menschen als natürliches Universal verankert ist und somit Sinn und Struktur der Wirklichkeit fixiert, ohne überhaupt erst gedacht sein zu müssen.<sup>9</sup>

Humboldts Auffassung nach stehen Wirklichkeit und Sprache in einem nicht segmentierbaren Verhältnis zueinander. Diese Idee wurde nachwirkend stetig ausgebaut und es wurde zwischen Welt und Sprache eine Zwischenstufe zugefügt: der Verstand, der Geist bzw. das Denken. Erwin Arndt formuliert in seiner Dissertation über die Beziehung zwischen Denken und Wirklichkeit:

„Denken heißt weniger Beziehungen setzen, als vielmehr schon vorhandene Beziehungen erfassen. Solche Beziehungen bestehen unabhängig vom Denken. Die Erkenntnistheorie lehrt doch gerade, daß die Dinge und Erscheinungen der Realität organisch verbunden sind, voneinander abhängen und sich wechselseitig bedingen. Dem Menschen kommt die Aufgabe zu, kraft seines Denkens diese Beziehungen der Dinge untereinander aufzudecken.“ (Arndt 1956: 29f.)

Indem sich die Gedankenwelt aus den bereits in der Welt vorliegenden Beziehungen ergibt, stehen nun Gedanken und Welt auf einer Ebene. Nun fehlt in dem Dreigestirn noch eine Überlegung zu der Beziehung zwischen Gedanken und Sprache, die an dieser Stelle vom französischen Psychoanalytiker und Poststrukturalisten Jaques Lacan übernommen wird.

Seine Beschäftigungen mit den Wechselbeziehungen zwischen Sprache, Geist und Welt erlauben Schlussfolgerungen von Gesprochenem auf das Unterbewusste des Sprechers, so dass auch Geist und Sprache auf derselben Ebene anzusiedeln sind. Lacan verstand Sprache als

„[...] ein symbolisches Zeichensystem, das dem Menschen immer schon vorgegeben ist. Der einzelne Mensch schafft nicht die Sprache, die Sprache schafft ihn. Die Sprache ist gleichzeitig Gesetz, dem er sich zu unterwerfen hat und Gabe, die er weiterzugeben hat.“ (Lacan, nach Beyer, Audiodatei<sup>10</sup>)

---

<sup>9</sup> Vgl. zu Spracherwerb und Universalgrammatik u.a.: Chomsky, Noam: Recent Contributions to the Theory of Innate Ideas. In: Synthese. Bd. 17 (1967), S. 2-11.

<sup>10</sup> Beyer, Rolf: Kritik an der Moderne – Französische Kulturphilosophen. Jacque Lacan. Süddeutscher Rundfunk.

Dem Sprachverwender wird demnach ein Angebot an kodifizierten Zeichen gemacht, das ihm erlaubt, sinnvoll mit der Welt und seinen Mitmenschen in Kontakt zu treten. Aus diesem Angebot darf frei gewählt werden unter der Bedingung, dass das Verwendete den Konventionen des Sprachsystems entspricht. Es bestünde auch kein Nutzen darin, Sprache so zu verwenden, dass sie von niemandem verstanden wird. In so einem Fall schaffte der einzelne Mensch ein eigenes System, das für andere Sprachteilnehmer aufgrund mangelhafter Kodierung nicht zugänglich wäre. Kommunikation liefe dann ins Leere.

Es lässt sich von den Ideen Humboldts und Lacans nun folgende Hypothese ableiten: Die Analyse sprachlicher Zeichen erlaubt Rückschlüsse auf die Ordnung der Welt und die geistigen Dispositionen des Sprechers. Es wird formuliert, was gedacht wurde. So wie es gedacht wurde, so wird es formuliert. Was gedacht wurde existiert.

Es stellt sich bei der Kongruenz von Sprache, Geist und Welt allerdings ein Problem ein: Da Sprache stetiger Veränderung unterliegt, die so schleichend ist, dass es mehrere Generationen braucht, um eine neue Sprachtopographie erschlossen zu haben, muss dies bedeuten, dass auch der Mensch und in letzter Konsequenz die Welt sich im selben Maße verändert. Es wird daher nur möglich sein, relative Gesetzmäßigkeiten von Sprache abzuleiten, nicht aber ewig bestehende.

### **3.2. Zur Semiologie der kausalen Klasse**

An dieser Stelle wird erläutert, was unter der kausalen Klasse verstanden wird. Die kausale Klasse meint nicht Kausalität. Sie meint auch nicht Kausalprinzip oder Kausalgesetz. Wenn hier von der kausalen Klasse gesprochen wird, dann sind lediglich jene sprachlichen Zeichen gemeint, die Kausalvorstellungen auszudrücken vermögen. Insbesondere meint sie Elemente sprachlicher Äußerungen, die lexikalisiert sind und als kausal und kategorisiert werden und sich durch gewisse semantische Eigenschaften von anderen Kategorien abgrenzen. Das Modell des semiotischen Dreiecks (s. u.a. Ernst 2004: 189) soll veranschaulichen, wo die kausale Klasse ihren Platz findet und wie ihr Abbildungscharakter im Hinblick auf Geist und Welt zu verstehen ist:



Die Symbole, durch die Kausalität veranschaulicht werden soll, haben jedoch keine eindeutige Referenz, wie es etwa der Gegenstand *Baum* ein eindeutig identifizierbares „Ding“ ist. Sie beziehen sich auf etwas Unnahbares, dessen Inhalt allein psychologischer Natur ist. Für abstrakte Begriffe, wie „Kausalität“ einer ist, scheint es mir sinnvoller, die Bereiche des semiotischen Dreiecks nebeneinander anzuordnen, wie es Leo Weisgerber in ähnlicher Form tut:

*Sprachgemeinschaft ----- o ----- Dinge der Außenwelt*  
*Zwischenwelt, geistige Gegenstände,*  
*Inhalte<sup>11</sup>*

Dementsprechend gilt für die Semiologie der kausalen Klasse:

*Symbolinventar für Kausales ----- o ----- Kausales Teilchen*  
*Idee von*  
*kausaler Verknüpfung*

Durch diese Darstellung fehlt eine direkte Verbindung zwischen Kausalität und seiner sprachlichen Entsprechung. Ein Zusammenhang besteht nur über die Vorstellung und geht möglicherweise nicht über das Bezeichnete hinaus, sondern bleibt Produkt unserer Wahrnehmung. Der Bereich „Ding“ wäre demzufolge mit dem der „Vorstellung“ identisch. Die kausale Klasse ist, wenn man so will, das letzte (oder erste) Glied im Welt-Geist-Sprache-Gespann, das Aufschluss über Kausales geben kann. Vom Gebrauch der kausalen Klasse aus

<sup>11</sup> Weisgerber nach: Helbig 1970: 124.



lassen sich Wahrnehmung und Gedanken des Kommunikationsteilnehmers ableiten, deren schon nicht mehr konkreter Bereich Rückschlüsse auf das noch abstraktere Kausale zulassen. Von sprachlichen Konstrukten der kausalen Klasse ausgehend erschließen sich, wenn auch nur theoretisch, Dispositionen des Geistes, woraus sich wiederum das konstruiert, was wir als außersprachliche Wirklichkeit bezeichnen können. Doch ob Kausales tatsächlich im Bereich des Realen liegt, wird nicht mit letzter Sicherheit geklärt werden können, nicht einmal, ob überhaupt eine Verbindung existiert. So meint Willard van Orman Quine: „Der Bezug sprachlicher Ausdrücke bleibt letztlich unerforschlich“ (Brockhaus der Philosophie 2004: 277).

Schauen wir uns die drei Seitenenden des semiotischen Dreiecks noch einmal an und achten auf die Veränderbarkeit der Referenzbezüge. Was sich verändern lässt und sprachgeschichtlich tatsächlich verändert, ist das sprachliche Zeichen. Z.B. engl: *tree* für dt. *Baum* oder mdh. *boum*. Was sich teilweise ändert, ist der Gedanke, die Referenz, das geistige Konzept mitsamt der enthaltenen und ihm anhaftenden Eigenschaften, das Konnotat. Das Odgen'sche Beispiel des Briefes als realer Gegenstand ist daher kein gutes Beispiel, doch ein verändertes Medium geworden. Auch wenn Form und Inhalt ungefähr unverändert bleiben, wird die Referenz von *Brief* möglicherweise bald nur noch etwas Digitales meinen.

Im Falle der kausalen Klasse kann jedoch stark davon ausgegangen werden, dass sich die Referenz *Kausales* nicht verändert. Was wir gemein unter kausal und Kausalität verstehen ist etwas Unveränderbares, sowie sich Bäume nicht ändern werden, sondern nur deren Konzepte und das sprachliche Zeichen.

Auch wenn sich die Gesetze der Schwerkraft oder der Ballistik ändern sollten, bleibt doch unbestritten, dass es zu unseren Lebzeiten Schwerkraft oder Magnetismus gegeben haben muss. Genauso ist es mit der Kausalität. Wenn es sie unabhängig von menschlichen Geist gibt, dann hat es sie schon immer gegeben, denn der Mensch hat weder die Schwerkraft erschaffen, noch Raum, Zeit, Zahl oder Kausalität in die Welt gebracht. Er hat den Dingen bloß einen Namen gegeben.

### 3.3. Zur Charakteristik des kausalen Begriffsfelds in der Linguistik

Genau wie in anderen Wissenschaftsgebieten bezeichnet in der Linguistik das kausale Begriffsfeld eine zentrale Kategorie, die eine Verbindung zwischen einer Ursache und einer Wirkung suggeriert. Sprachliche Kausalität ist dabei jedoch nicht mit „kausaler Welt“ (vgl. Schmidhauser 1995: 8) zu verwechseln, denn würden sich Kausalsätze lediglich auf außersprachliche Kausalität beziehen, also mit naturwissenschaftlichen Bezügen gebraucht werden, wären die angesprochenen Felder identisch. In der Alltagssprache werden jedoch Kausalitätsmarkierungen unabhängig von naturwissenschaftlicher Erkenntnis gebraucht. Ihre Hauptfunktion ist die des Argumentierens und Begründens. Dadurch wird aus Kausalität ein noch weniger beobachtbares objektives Naturphänomen und erschließt sich einen noch größeren subjektiven Empfindungsbereich. Dadurch wird das durch ein Kausalitätsetikett Bezeichnete umfangreicher, beziehungsloser und unspezifischer.

Das Verhältnis zwischen Ursachen und Wirkungen wird bei menschlicher Kommunikation nicht nur zur Beschreibung und Erklärung der Ordnung der Natur angewendet. Ein Kausalzusammenhang ergibt sich in der Sprachwissenschaft nicht mehr aus einer in der Welt wahrgenommenen Beziehung, sondern allein aus dem sprachlichen Zeichen. Dies hat zur Folge, dass sich in Sprache überhaupt alles kausal miteinander verknüpfen lässt, auch wenn sich hinter der Aussage keine Gesetzmäßigkeit und kein Prinzip erkennen lassen. Die sprachwissenschaftliche Kategorie ergibt sich zwar aus den bisher genannten zeiträumlichen und gesetzmäßigen Prinzipien, aber sie kann diesen inhaltlich nicht konsequent Folge leisten. Auf die Widerspiegelungsidee angewandt, reflektiert Sprache weltliche Zusammenhangsstrukturen nur bedingt in adäquater Weise. Die sich daraus ergebende Schlussfolgerung behauptet, dass Sprache kein genaues Wirklichkeitsbild zeichnet oder dass die kausale Klasse einen in die Irre führenden Namen trägt.

Die Linguistik ist sich bewusst, dass ihre kausale Kategorie nicht ausschließlich Kausalgesetze als Gegenstand oder Motivation der Rede umfasst. Dennoch kann angenommen werden, dass das Etikett „kausal“ dort vergeben, wo kausales Denken vorliegt und durch Sprache transportiert wird. Die Art der Verknüpfung ist dieselbe, wie sie etwa in der Mechanik oder den Naturwissenschaften erscheint, nur Verhältnismäßigkeit, zeiträumliche Nähe, Wahrheitsgehalt und Unmittelbarkeit sind keine objektiven Größen, so dass es erlaubt ist, willkürliche Induktionen aufzustellen.

### 3.4. Informationsstrukturen und Bedeutungsrelationen kausaler Aussagen

In der Linguistik wird kausal klassifiziert, wenn eine Verbindung sprachlich so gekennzeichnet ist. Die deutsche Sprache hat verschiedene Strategien entwickelt, um eine Beziehung zwischen Ereignissen oder Sachverhalten herzustellen. Einige Mittel, wie etwa Konjunktionen, sind dazu geeignet diese Beziehung als eine kausale darzulegen. Dabei ist entscheidend, dass jedes dieser Mittel zwar denselben Nexus vermittelt, sich aber in bestimmten Bereichen von seinen Mitstreitern unterscheidet und die gleichbleibende kausale Verbindung anders thematisiert wird.

Die unten angeführten Beispiele sollen zeigen, wie sich trotz unverändertem Inhalt die Bedeutung einer kausalen A-B-Verbindung verändern kann. Zur Unterscheidung zwischen Inhalt und Bedeutung werden zwei Ebenen eingeführt, die sich hierarchisch zueinander verhalten. Ein Inhalt ist zunächst eine wertneutrale Proposition. Indem es zu einer anderen Proposition, einem anderen Inhalt, in Bezug gesetzt wird, erfahren beide eine Sinnerweiterung. Die beiden verknüpften Sachverhalte A (Begründetes) und B (Begründendes) bekommen erst durch die Verbindung ihre volle kontextbezogene Bedeutung zugesprochen. Die einzelnen Inhalte werden so zusätzlich mit Aussagekraft versehen. Boettcher/Sitta bezeichnen derartige Variationen als „Äquivalenzen unterschiedlicher Strukturtypen“ (Boettcher/Sitta 1972: 135). Dies ist so zu verstehen, dass insbesondere die Strukturen (b) und (c) das Etikett kausal anhaftend haben, diesen Wert aber unterschiedlich ausgedrückt wird. In der traditionellen Grammatik wurde über die „kategorialen Werte“ nicht hinausgegangen, was eine genauere Analyse verschiedener Strukturtypen nicht zuließ. (Vgl. Boettcher/Sitta 1972: 23) Die strukturelle Bedeutung soll hier nun nicht Endpunkt der sprachwissenschaftlichen Analyse sein, sondern über sie zu einer kontextuellen Bedeutung übergegangen werden. Folglich wird von der formalen Analyse eine funktionale und pragmatische Anschauung der folgenden Konstrukte abgeleitet. Zunächst einige Beispiele zur Konkretisierung.

- (a) Mein Bruder liegt im Bett. Er ist krank. [Nullmarkierung]
- (b) Mein Bruder liegt im Bett; denn er ist krank.
- (c) Mein Bruder liegt im Bett, weil er krank ist.

(Nehring, zitiert nach Slotky 1936: 133)

Allen Sätzen liegt derselbe Sachverhalt zugrunde, nämlich das „Zu-Bett-liegen-des-kranken Bruders“. (ebd.) Dieser zusammengefasste Inhalt lässt sich aufteilen in Proposition A (dass der Bruder im Bett liegt) und Proposition B (dass er krank ist). Beide Sachverhalte sind also zunächst in allen drei Sätzen als selbstständig zu bewerten. Erst durch das Schließen einer Brücke zwischen beiden werden sie im jeweiligen Kontext konnotiert.

Obwohl die obgenannten Beispielsätze durchweg dieselben Sachverhalte ausdrücken, verändert sich deren zusammengesetzte Bedeutung durch Formveränderung zunehmend von a) bis c). Entscheidend für das Konstruieren der Verbindung zwischen A und B ist, dass „die Verbindung überhaupt nicht im Bereiche der Sprache liegt, sondern durch den objektiven Tatbestand gegeben ist [...]“ (zitiert nach Arndt 1953: 4). Auch wenn die Verbindung zunächst auch außersprachlich bestehend ist, wird sie durch Sprache erst kommuniziert und entsprechend der kommunikativen Absicht realisiert. Dabei spielt es eine Rolle, welche sprachlichen Formen ausgewählt werden, denn jede Form hat ihre eigene Betonung und Bewertung.

Die Sätze (a) – (c) sagen alle dasselbe, doch durch das Alternieren der Form, positionieren sich die Sachverhalte mit unterschiedlicher Nachdrücklichkeit auf verschiedenen Ebenen zueinander. Im ersten Satz werden sie sprachlich nicht miteinander verbunden, im zweiten Satz mit *denn* und Verbzweitstellung und zuletzt durch *weil* und Verbletzstellung. Worin genau der Unterschied in den kommunizierten Kausalverbindungen besteht, ergibt sich durch die Analyse und Interpretation der formveränderten Mittel, die in ihren Abbildungsbereichen, Wirkungsgraden und inhaltlicher Eigenständigkeit nicht identisch sind. Wie genau Abbildungsbereiche, Wirkungsgrade und inhaltliche Zusammengehörigkeit zu verstehen sind, erklärt die folgende Sequenz, die sich aus Beiträgen von Nehring, Sloty, Arndt und mir zusammensetzt.

Im Zentrum steht derselbe zweistellige Sachverhalt. Er wird nun anstelle einer parataktischen, a) und b), oder einer hypotaktischen Konstruktion, c), verkürzt in einem einfachen Hauptsatz wiedergegeben.

- (d) Mein kranker Bruder liegt im Bett.
- (e) Mein Bruder liegt krank im Bett.
- (f) Mein Bruder liegt wegen Krankheit im Bett.

(s. Arndt 1956: 7)

Durch die Verkürzung scheint das Verhältnis und die Zusammengehörigkeit zwischen den Propositionen relativiert zu werden. Der ursächliche Zusammenhang scheint lediglich im dritten Satzbeispiel mit der Präposition *wegen* in Satz f) realisiert worden zu sein. Für die Sätze (d) und (e) scheint die Ursächlichkeit Ansichtssache zu sein.

Für (e) behauptet Arndt nun, dass

„der Kausalnexus zwischen beiden [A und B] sprachlich nicht verwirklicht sei. Der gemeinte Tatbestand wird hier anders gesehen, bewertet und mitgeteilt als im dritten Satz [(f)][...]“. (Arndt 1956: 7f.)

Dem ist durchaus zuzustimmen, auch wenn nicht ganz ersichtlich ist, warum dies ausgerechnet für (e) gelten soll. Schon für den ersten Satz (d) ist eine Vernachlässigung des kausalen Zusammenhangs zu erkennen. Dies lässt sich auf grammatischer Ebene erklären. Das Adjektivattribut *krank(er)* in (d) nimmt deshalb die Position vor Bruder ein, da es überhaupt nicht ursächlich mit dem Bettliegen verknüpft ist, sondern durch syntaktische Nähe und grammatische Hierarchie (das Nomen Bruder determiniert die Flexion des Adjektivs) auch semantisch stärker mit Proposition A verbunden ist. Für das Adverb *krank* in (e) hingegen gilt das Gegenteil, nämlich dass es syntaktisch näher an Proposition B, dem Bettliegen, steht und auch von dieser Verbalphrase grammatisch regiert wird<sup>12</sup>. Folglich ist im ersten Satz Krankheit als eine wohl bekannte Eigenschaft, die im gemeinten Bruder bereits enthalten ist, zu interpretieren. *Krankheit* und *Bruder* sind eine Symbiose eingegangen und als feststehende singuläre Einheit zu bewerten. Im zweiten Satz wird *krank* erst nach dem Verb genannt und muss als Adverb klassifiziert werden, das die Art und Weise des Liegens beschreibt. So bilden *liegen* und *Bett* eine bereits zusammengefasste Sinneinheit, die durch *krank* ergänzt wird und neue unübliche Information beiträgt. Da das Kranksein in e) neue Information beiträgt und ausgerechnet ursächlich für das Bettliegen zu verstehen ist, bewerte ich Satz (e) noch eher begründend gedacht als Satz (d).

Wenn zwei Sachverhalte als eine einzige komplette Sinneinheit (Proposition C) zusammengefasst sind, kann diese nahezu im Gesamtwert ihrer Teile unmissverständlich neue Bindungen auf der Inhaltsebene eingehen und somit neue Bedeutungsverknüpfungen ermöglichen. Es können also die Sachverhalte zwischen *Bettliegen* A und *Krankheit* B als einstellige Proposition C gehandhabt werden, die dann sowohl als Begründung als auch

---

<sup>12</sup> Es ist durchaus möglich, dass in der zitierten Veröffentlichung ein übersehener Nummerierungsfehler auftritt und anstelle des (e) ein (d) hätte stehen sollen.

Begründendes fungieren können, wie etwa: *Weil mein Bruder abends zu lange draußen war, liegt er jetzt krank im Bett* oder *Mein Bruder liegt krank im Bett und kann deshalb nicht ins Schwimmbad kommen*.

Selbstverständlich müssen A und B nicht zuerst als C zusammengefasst werden, um in den gerade genannten Konstruktionen so auftreten zu können, aber es ist durchaus zu beobachten, dass bei der Kommunizierung eines Kausalverhältnisses, Ursache oder Wirkung auf ein einziges Ereignis reduziert werden, auch wenn dies nicht unbedingt ausreichend für ein vollkommenes Verständnis sein kann. An späterer Stelle (Kapitel 6) werden wir sehen, dass das Kommunizieren multipler Ursachen bzw. das Filtern von Ereignissen aus einem größeren Kausalitätsstrang innerhalb genormter Satztopographien Probleme bereitet.

Das Beispiel des im Bett liegenden Bruders zeigt, mit welchen Techniken Sprache agiert, um Inhalte zusammenzufassen oder einander gegenüberzustellen. Dabei beeinflussen selbst die kleinsten Formveränderungen die Interpretation der Bedeutung eines Inhalts. Was das kommunizierte Kausalverhältnis betrifft, so sind die Unterschiede im obigen Beispiel noch nicht sehr elementar. Es wurde jedoch eine Struktur angeboten, die zeigt, wie Sachverhalte zueinander in Verbindung stehen und dass der kausale Nexus von a) – f) durchgehend andere Wirkung hat. Wie unterschiedlich Kausalverhältnisse sprachlich realisiert werden können und warum Formveränderungen verschiedene kommunikative Zwecke erfüllen, wird im Folgenden diskutiert.

### **3.5. Ausprägungen und Entwicklungstendenzen der kausalen Klasse**

Die Vielzahl verschiedener sprachlicher Kausalitätsmarkierungen hat den Grund, dass jede Abweichung der sprachlichen Form auch eine inhaltliche Nuance mit sich bringt. Die sprachlichen Entwicklungen seit der Frühen Neuzeit und die paradigmatische kopernikanische Wende, die „wissenschaftliche Revolution“ und ihre Folgen auf das tägliche Leben, lassen gegenseitige Einflussnahme vermuten. Vilmos Ágel schreibt diesbezüglich, dass

„die kopernikanische Wende dafür verantwortlich zu machen [ist], daß die Grammatik zu einem System quasi-naturwissenschaftlicher Formen, Strukturen und Techniken – je nach Geschmack – degradiert/hochstilisiert wurde.“ (Ágel 1999: 178)

Diese Beeinflussung könnte man wie folgt formulieren: Durch das Hinzukommen wissenschaftlicher Erkenntnis wird es nötig, Sprache ausreichend anzupassen, um adäquate

und unmissverständliche Äußerungen über neue Erkenntnisstände detailliert zu tätigen. Ágel geht noch ein Stück weiter und behauptet, dass durch „Grammatikalisierungstendenzen [...] bestimmte Möglichkeiten und Grenzen der kognitiven Strukturierung der Spezies ‚Mensch‘ konstruiert [werden]“ (Ágel 1999: 180), womit wir zur Konkruenzidee zurückkommen. Umgekehrt lässt sich behaupten, dass sprachliche Entwicklung überhaupt erst Raum bietet, nuancierterer oder detailgetreuer zu denken und möglicherweise sogar darauf abzielt.

Dabei muss bedacht werden, dass diese rasanten Entwicklungen zu Zeiten größerer gesellschaftlicher Umbrüche stattfanden und sprachschöpferische Leistungen sowie die Entwicklung des Buchdrucks maßgeblich an einer „Reifung“ der deutschen Sprache beteiligt waren.

Selbstverständlich ist diese Aussage höchst subjektiv, da sie doch impliziert, dass der Mensch des 21ten Jahrhunderts kognitiv grundlegend weiterentwickelt ist als der antike Mensch. Dies zu behaupten, wäre vermessen, da es dafür überhaupt keine Beweisgrundlage gibt. Der Satz bezieht sich auch vielmehr auf objektiv erkennbare und einschneidende Ereignisse in der Menschheitsgeschichte, wie etwa die Erfindung der Elektrizität oder die Erschließung des Kosmos. In jedem Fall gibt es außergewöhnliche sprachliche Entwicklungen, deren Ursachen nicht eindeutig zu bestimmen sind. Die Vermutung, dass diese Veränderungen im Sprachsystem nicht willkürlich, sondern in irgendeiner Form unterbewusst motiviert sind, bleibt aufdringlich. In der extremsten Form ließe sich argumentieren, dass der syntaktische Rahmen einer Sprache das Denken seiner Sprecher determiniert.

Was die Entwicklungen des Kausalitätsprinzips betrifft, so scheint sich sprachgeschichtlich die Tendenz abzuzeichnen, Konzeptionen von Kausalitäten noch genauer und nuancierter ausdrücken zu wollen. Das könnte etwa mit kognitiver Weiterentwicklung oder versierterem Denkvermögen der Menschengattung zusammenhängen, aber darüber lässt sich, wie oben bereits erwähnt, keine zweifelsfreie Aussage treffen.

## 4. Kausalität und Grammatik

Es ist bereits zu Sprache gekommen, dass durch die „Wende zur Sprache“ nicht mehr versucht wird, Kausalität in der Welt zu beobachten, sondern das sprachliche Zeichen zum Untersuchungsgegenstand auf der Suche nach Erkenntnis avanciert. So soll einmal das aufschlussgebende Analysematerial vorgestellt werden.

In diesem Kapitel werden Beschreibungen, Definitionen das Vorkommen der grammatischen kausalen Kategorie anhand verschiedener Grammatiken verglichen. Begonnen wird mit einem Querschnitt durch einfache Schulgrammatiken und deren Klassifizierungen von grammatischer Kausalität, die ich zunächst „formale Kausalität“ nennen möchte. Mit den aus „Handgrammatiken“ entnommenen knappen Darstellungen ist ein Ort gewählt, der recht vereinfacht darstellt, welche Satztopographien für das Ausdrücken eines Kausalverhältnisses geeignet sind.

Unter dem Familienbegriff „kausal“ werden in solchen Standardgrammatiken mit der größten Ausbreitung „kausale Bestimmung“ eines Adverbials als auch „kausative Adverbien“ angeführt. Die Funktion solcher adverbialer Satzkomponenten ist es, Auskünfte „in Hinblick auf Raum, Zeit oder Relationen wie Ursache, Zweck etc.“<sup>13</sup> zu geben.

Die Veranschaulichungen von dieser grammatischen Gruppe sind in den ausgewählten Darstellungen äußerst kurz und enthalten sich einer genaueren semantischen Beschreibung, so dass sie für wissenschaftliche Zwecke nicht weiter aufschlussreich sind. Interessant sind jedoch die Auskünfte über die Bestimmungen mit gleicher Funktion, die der kausalen benachbart sind, sich aber semantisch von ihr unterscheiden. Worin sich die kausale Klasse von ihren Mitstreitern unterscheidet und wo die Grenzen dieser Kategorie liegen, ist bei näherer Betrachtung nicht immer einfach zu beurteilen.

### 4.1. Adverbiale Gruppierungen

Adverbiale Nebensätze zählen zu den bedeutendsten Möglichkeiten des deutschen Sprachsystems, um einen Sachverhalt zu spezifizieren. Innerhalb der linguistischen Kategorie des Adverbial finden wir beispielsweise in „Kurze deutsche Grammatik“ von Wilfried Büchow (Büchow et al. 2000) neben der kausalen Verknüpfung von Satzinhalten eine Vielzahl anderer Beziehungen mit ähnlicher Topographie und vergleichbarer präzisierender

---

<sup>13</sup> [http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/termwb.ansicht?v\\_app=g&v\\_id=36](http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/termwb.ansicht?v_app=g&v_id=36) (15.3.2012)



Aufgabe. Auf ein paar Seiten werden in der oben erwähnten kurzen Grammatik die wichtigsten (universalen) grammatischen Termini und Kategorien vorgestellt. Unter der Überschrift „Überblick über die Satzglieder“ heißt es:

„Als Adverbiale/Adverbialbestimmung bezeichnet man die näherer Bestimmung eines Verbs, wenn sie folgende Angabe enthält:

- Ort oder Richtung (Lokalbestimmung),
- Zeitpunkt oder Zeitdauer (Temporalbestimmung),
- Art und Weise oder Grad (Modalbestimmung) *oder*
- Grund (Kausalbestimmung),
- Folge (Konsekutivbestimmung),
- Zweck oder Absicht (Finalbestimmung),
- Bedingung (Konditionalbestimmung) *oder*<sup>14</sup>
- Einräumung (Konzessivbestimmung)“ . (Bütow 2000: §78)

Bütow unterscheidet acht verschiedenen Arten der adverbialen Bestimmungen. Eine von ihnen ist die kausale. Es heißt in der zitierten Überschrift, dass sich diese Bestimmungen nach dem Verb richten. Wie ist dies anhand des angegebenen Beispielsatzes zu verstehen?

„*Da der Wetterbericht Nachtfrost gemeldet hatte*, nahmen wir noch schnell die letzten Tomaten ab.“ (Bütow 2000: 30)

Der Kausalsatz ist hier vorangestellt und wird durch die Konjunktion *da* eingeleitet. Das Verb, nach dem sich der Kausalsatz richtet, heißt in unkonjugierter Form *abnehmen*. Wird nun tatsächlich das Verb kausal bestimmt, das als Antwort auf die Frage *Warum?* (vgl. Bütow 2000: 30) fungiert?

Meiner Meinung nach wird die kausale Kategorie nicht durch einzelne Verben aufgetan, sondern es ist immer das Satzganze, der formulierte Inhalt mit den Propositionen A und B, der mehr ist als das durch das finite Verb Ausgedrückte. Damit soll zum Ausdruck kommen, dass in Sätzen wie dem obigen es sehr wohl eine Rolle spielt, dass Tomaten abgenommen werden, die im Freien wachsen und anderenfalls verderben würden, und nicht etwa Gemälde von der Wand.

Was inhaltlich kausal verknüpft wird, liegt mitunter außerhalb des Bedeutungsbereichs des Hauptverbs. Ein kausaler Zusammenhang geht nicht aus dem Verb selbst hervor, sondern ergibt sich aus der mitschwingenden „Logistik der Dinge“ des gesamten Konstrukts aus

---

<sup>14</sup> Die Hervorhebung durch kursives Schriftbild ist von mir durchgeführt worden.

Haupt- und Nebensatz. Um den Bedeutungsumfang von Kausalsätzen bestimmen und verstehen zu können, reicht es nicht aus, sich auf das finite Verbum des Hauptsatzes zu konzentrieren. Im Folgenden wird sich daher der Beobachtungswinkel nicht auf die obigen Empfehlungen verlassen.

#### **4.2. Das Kausaladverbial und seine Mitstreiter**

Wie oben angeführt, handelt es sich dabei um komplexe sinnübergreifende Einheiten, die über das Bedeutungsvermögen einzelner Wörter hinausgehen und somit auf einer umfassenderen Ebene kategorisiert werden müssen. Nachdem eine erste Liste verschiedener Arten der adverbialen Bestimmung vorgelegt wurde (s.o.), soll diese nun verglichen und gegebenenfalls ergänzt oder umstrukturiert werden.

In „Satzgliedanalyse“ von Renate Musan wird eine ganz ähnliche traditionelle Unterscheidung adverbialer Bestimmungen gegeben, wie bei Bütow. Zum Vergleich: Musans Grammatik ist umfangreicher und erklärt an verschiedenen Stellen etwas genauer, ohne dabei vor wissenschaftlicher Präzision zu strotzen. Worauf es ankommt, ist die Anordnung der verschiedenen Bestimmungen von Adverbialen unter- und zueinander. Bilden die Arten der adverbialen Bestimmungen eine hierarchische Taxonomie, ist eine Kategorie in einer anderen inkludiert oder existieren alle Arten der adverbialen Bestimmung gleichwertig nebeneinander?

Musan ordnet die adverbialen Bestimmungen wie folgt an:

- Lokalbestimmung / lokal (des Ortes)
- Temporalbestimmung / temporal (der Zeit)
- Modalbestimmung / modal (der Art und Weise, des Grades und des Vergleichs)
- Kausalbestimmungen
- Kausalbestimmungen im engeren Sinne / kausal (des Grundes)
- Finalbestimmung / final (des Zwecks, der Absicht)
- Konsekutivbestimmung / konsekutiv (der Folge)
- Konditionalbestimmung / konditional (der Bedingung)
- Konzessivbestimmung / konzessiv (der Einräumung) (Musan 2000: 29)

In fast identischer Reihenfolge werden wieder acht ähnlich benannte Arten der adverbialen Bestimmungen vorgeschlagen. Der einzige Unterschied ist, und Musan trifft diese Unterscheidung nicht, indem sie sie formuliert, sondern durch Markierungen im Schriftbild, dass die Kausalbestimmung hier einen Oberbegriff bildet, dem die fünf Unterarten „final“,

„konsekutiv“, „konditional“ und „konzessiv“ zugeschrieben werden. Begründet wird diese Unterteilung allerdings nicht und die Zusammenfügung findet auch nur durch Weglassen der bis dahin üblich abgrenzenden Gedankenstriche statt. Dies ist gewiss kein willkürliches Eingreifen und erklärt sich an anderer Stelle. (vgl. Rudolph 1976: 195; Boettcher 2009: §328; hier 4.4.).

Musan suggeriert einen engeren Zusammenhang zwischen Konditionalität und Kausalität als beispielsweise zwischen Kausalität und Temporalität. Diese Kategorien beziehen sich zwar auf sprachliche Konstrukte, es wird aber deutlich, dass die Bestimmungen selbst bestimmt und kategorisiert werden. Es ist also nicht mehr der Fall, dass es acht Möglichkeiten der näheren Bestimmung gibt, die unsortiert auf einer Liste stehen, sondern dass die verschiedenen Kategorien der adverbialen Bestimmungen zueinander in Bezug gesetzt werden. Wir bestimmen also nicht nur Sprachgebilde näher, sondern klassifizieren die Bestimmungen selbst, indem wir Arten von Zusammenhängen semantisch unterscheiden, interpretieren und vergleichen. Aus den Einsichten zeichnen sich schließlich Kategoriengrenzen ab, die stärker oder schwächer sein können.

Halten wir also fest: Kausaladverbiale in Form von Haupt- oder Nebensätzen mit konjunktionaler Verknüpfung bilden innerhalb der grammatischen Kategorie des Adverbials eine Klasse mit bestimmten semantischen Eigenschaften. Diese unterscheiden sich von denen anderer Klassen, die mehr oder weniger starke Verwandtschaftsbeziehungen zur Semantik des Kausaladverbials aufweisen. Die Klassifizierung eines Adverbials erfolgt nach gewissen Regeln. Die Ähnlichkeiten sowie die Unterschiede der kausalen Bestimmung im Vergleich zu anderen Arten und die daraus resultierende Taxonomie semantischer Verknüpfungen sind mitbestimmend bei der Definition eines allgemeinen Kausalitätsbegriffs. Die verschiedenen Arten der Bedeutungsrelation werden im Weiteren erläutert.

### **4.3. Die Kausale Klasse des engeren und des weiteren Sinnes**

Fast allen Grammatiken ist gemeinsam, dass sie im Index einen Eintrag aus der kausalen Wortfamilie vermerkt haben, ohne dabei die kausale Klasse bedeutungsvoll zu beschreiben. Zumeist wird ein Kausalverständnis vorausgesetzt, was für die hiesige Analyse ungenügend und zugleich anregend ist. Immer tauchen dieselben Indikatoren zur Klassifizierung auf und immer entsteht der Eindruck, als drückten alle mit *weil* eingeleiteten Sätze dasselbe Verhältnis zum Hauptsatz aus, nämlich ein kausales. Im Weiteren werden wir sehen, dass eine solche

Bedeutungskonstante nicht zwangsläufig vorliegt und klassifizierte Kausaldaverbiale ganz unterschiedliche Arten der Anbindung zeigen können.

Nur wenige Grammatiken versuchen, die Bedeutungsrelationen von komplexen kausal markierten Sätzen weiter zu nuancieren. Der Duden beispielsweise unterscheidet zwischen Verbindungen, die „im weiteren Sinne“ oder „[i]m engeren Sinne“ (Duden 2005: §1781f.) kausal sind. Diese semantische Variation zwischen weiterer und engerer Kausalität bezieht sich jedoch weniger auf den tatsächlichen Zusammenhang, sondern ist formal ausgerichtet, indem sich die Unterscheidung hier aus den Bindewörtern, den Konnektoren, ableitet. Welche semantischen Unterschiede die Kausalkonnektoren innerhalb ihrer Klasse auszudrücken vermögen, wird wie folgt beschrieben:

„Als Gruppe **der im weiteren Sinne kausalen Konnektoren** werden die Bindewörter behandelt, die auf einem konditionalen *wenn-dann*-Verhältnis aufbauen, das meist stillschweigen vorausgesetzt ist. Neben den kausalen Konnektoren im engeren Sinne, die Begründungsbeziehungen kodieren, stellen auch die konsekutiven, die modal-instrumentalen und finalen Konnektoren eine gleichläufige Interpretation der konditionalen Beziehung her. Dagegen versprachlichen adversative und konzessive Verknüpfungen das Verhältnis aus einer gegenläufigen Perspektive, verweisen also auf einen Gegensatz.“ (Duden 2005: §1781)

Weiters heißt es:

„Im engeren Sinne **kausal** (begründend) ist eine Verknüpfung, die eine potenzielle Bedingung eines konditionalen Verhältnisses auf einen tatsächlichen Sachverhalt bezieht. Es handelt sich also um wirkliche Gründe, nicht nur um mögliche oder gedachte. Neben der Nennung des ursächlichen Grundes kann ein *weil*-Satz auch den Erkenntnisgrund ausdrücken. In diesem Fall kehrt sich das Kausalgefüge wie im konditionalen Fall in die Sytoperspektive um [...]“ (Duden 2005: §1782)

Was laut Duden beide Gruppen gemeinsam haben, ist ein zugrunde liegendes Konditionalverhältnis der Form *wenn A, dann B und wenn nicht A, dann auch nicht B*. Obwohl nicht klar ist, ob diese Konditionalität einer objektiven Wirklichkeit entspringen muss, dringt ein nicht unwesentliches Merkmal vorsichtig durch: Es handelt sich dabei um die Relevanz, die das Kausalverhältnis für die Kommunikationssituation hat. Da der Duden auch

die finale und konsekutive Klasse als „im weiteren Sinne“ kausal klassifiziert, kann das kausale Moment hier als vorausgesetzt gelten und muss nicht als solches thematisiert werden bzw. es wird für das Gespräch als minder relevant eingeschätzt. Im Gegensatz dazu steht die kausale Klasse im engeren Sinne, wo ein Ursache-Wirkung-Verhältnis nicht mehr durch ein einfaches Folge- oder Zweckverhältnis ersetzt werden kann, da gerade der ursächliche Zusammenhang von A und B im Vordergrund der Kommunikation steht bzw. *das Thema* ist. Es spielt für die vom Duden vorgenommene Unterscheidung letztlich eine Rolle, wie zentral ein Kausalzusammenhang für die Kommunikationssituation ist. Spielt sich das Kausalverhältnis nur im Hintergrund ab und sortiert A und B lediglich zeiträumlich, jedoch in Abhängigkeit, ist die finale oder auch konsekutive Klasse ebenso geeignet. Sei aber gerade die Begründung von A durch B der wesentliche Inhalt bzw. die kommunikative Absicht, so würden nur Konnektoren der kausalen Klasse im engeren Sinn gebraucht werden.

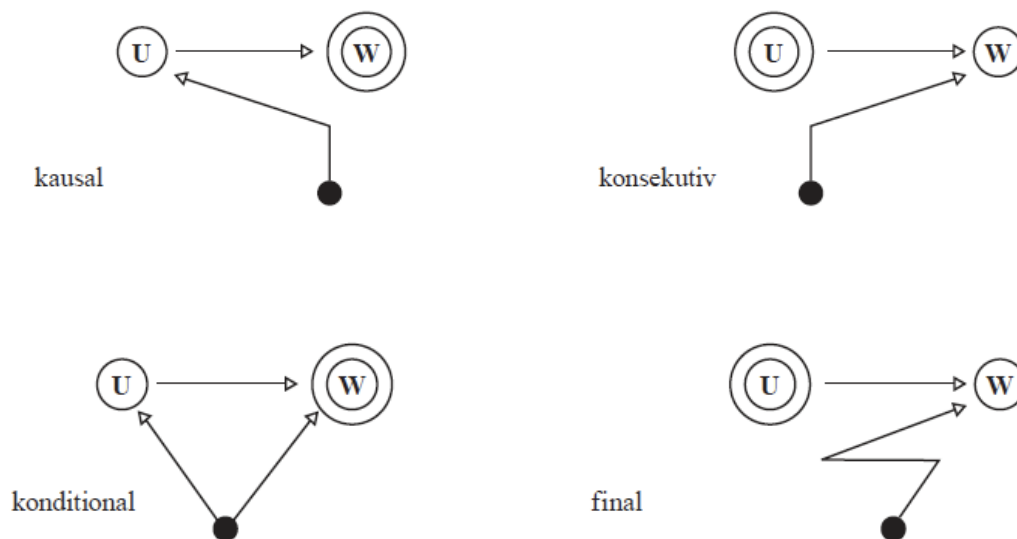
Boettcher (2009: §334) geht auf die kommunikative Funktion knapp näher ein, indem innerhalb der kausalen Klasse verschiedene „Spielarten“ unterschieden werden. Dabei wird in dieser Arbeit vornehmlich die Spielart „unspezifisch kausal“ (s. a. Boettcher/Sitta 1972: 141) behandelt, da die weiteren, „Plausibilisierung“, „Vermutung“ und „Bewertung“, i.d.R. nicht durch Kausalkonnektoren markiert werden. Unabhängig des Strukturtyps werden hier lediglich die entsprechenden Sprecherabsichten gedeutet. Es geht bei Boettchers Unterscheidung also mehr um die Wirkung der Kausalaussage auf die Gesprächskonstellation und weniger um die Beschreibung einer Kausalbeziehung selbst.

#### **4.4. Verwandte der kausalen Klasse**

Dank der Beschreibung des Dudens sind wir der linguistischen kausalen Kategorie inhaltlich etwas näher gekommen. Durch die Unterscheidung zwischen Kausalzusammenhängen im engeren und im weiteren Sinn ist eine spezifizierende Blickrichtung hinzugewonnen, die im Umgang mit Kausalität und ihrer versprachlichten Form hilfreich erscheint. Insbesondere gibt die vom Duden dargestellte Beschreibung Aufschluss über die Anordnung des Kategorienspektrums um den Begriff der kausalen Klasse, der zunächst in zwei Untergruppen geteilt wurde.

Ohne die vom Duden angegebene Unterscheidung zu übernehmen, meint Boettcher, dass die kausale Kategorie auch durch konsekutive, finale, konditionale und konzessive Adverbialia berührt wird (vgl. Boettcher 2009: §328). Bis auf die konzessive handelt es sich bei den verflochtenen Klassen um dieselben, die auch Rudolph als kausale zusammenfasst. (Rudolph

1976: 195). Die Autorin geht davon aus, dass allen diesen Bezeichnungen ein Kausalverhältnis der Form  $U \Rightarrow W$  zugrunde liegt. Das einzige, was die genannten Gruppen nun unterscheidet, sei zum einen die Blickrichtung des Redenden und zum anderen die kommunikative Prominenz der Propositionen.<sup>15</sup>



(Rudolph 1976: 195)

Für kausale und konditionale Beziehungen sieht sie Wirkung als den Teil der Rede, dem größere Gewichtung zukommt. Bei konsekutiven und finalen Beziehungen schreibt sie der Ursache das Hauptgewicht zu. Bei kausaler Beziehung richtet sich der Blick von der Wirkung auf die Ursache, bei konsekutiver von der Ursache auf die Wirkung und bei finaler und konditionaler werden beide Seiten der Beziehung gleichermaßen beleuchtet. Entscheidend für Kausalbeziehung des weiteren Sinnes ist sowohl die Blickrichtung des Redenden als auch die Relevanz einer Proposition. Damit sind zwei Aspekte genannt, die innerhalb des Abbildungsbereichs der kausalen Klasse einen Unterschied ausmachen.

Folgende Beispielsätze demonstrieren die unterschiedlichen sprachlichen Realisierungsmöglichkeiten eines außersprachlich unveränderten Zusammenhangs:

<sup>15</sup> Der einzige Unterschied zur Darstellung des Dudens ist das Vorkommen der Konditionalität. Während sie beim Duden als Bedingung für kausale Beziehung genannt wird und ihr somit übergeordnet ist, erscheint sie bei Rudolph innerhalb derselben Denkstufe neben ihr.

- „kausal: *Das Kissen hat ein Grübchen, weil ich eine Kugel darauf gelegt habe.*<sup>16</sup>  
 konsekutiv: *Ich habe eine Kugel so auf das Kissen gelegt, daß es ein Grübchen hat.*  
 konditional: *Wenn ich eine Kugel auf das Kissen lege, entsteht ein Grübchen.*  
 final: *Ich lege eine Kugel auf das Kissen, damit ein Grübchen entsteht.*“  
 (Rudolph 1976: 202)

Es macht den Anschein, als ließe sich eine solche Umformulierungen in andere Klassen bei jedem beliebigen Satz vornehmen. Dies ist allerdings nur der Fall, wenn Aspekte der Logik außer Acht gelassen würden. Einige Beispiele sollen dies erläutern.

- kausal: *Die Katze miaut, weil sie Hunger hat.*<sup>17</sup>  
 konsekutiv: *(\*)Die Katze miaut so, dass sie Hunger hat.*  
 konditional: *Wenn die Katze miaut, hat sie Hunger.*  
 final: *(\*) Die Katze miaut, damit sie Hunger hat.*

Die Sätze, die mit einem (\*) versehen wurden, sind grammatikalisch durchaus korrekt, jedoch fehlt es ihnen an logischer Konsequenz. Es kann hier nicht näher auf diesen Aspekt eingegangen werden kann, da dieser mit eine Unmenge an Faktoren gebunden ist, wie etwa Verbsemantik oder Aspekte von Zeit und Raum.

Eine Anzahl weitere Bespielsätze dieser kontrastiven Art finden sich bei Rudolph (1976: 202f.) und es stellt sich heraus, dass die konditional formulierte Variante am häufigsten in der logischen Struktur eines Kausalsatzes enthalten ist. Dies ist aber nicht durchweg der Fall, wie das folgende Beispiel zeigt:

- kausal: *Ein Mann ist gestorben, weil er schwer krank war.*  
 konditional: *(\*)Wenn ein Mann gestorben ist, war er schwer krank.*

Es liegt also nicht jedem Kausalsatz ein Konditionalverhältnis zugrunde. Dies hat damit zu tun, dass Kausalsätze Begründungsfunktion haben und Begründungen auch subjektive Einstellungen und Bewertungen zum Ausdruck bringen wollen (vgl. Richter, nach Schmidhauser 1995: 11). Umgekehrt kann angenommen werden, dass Bedingungssätze durchweg auch kausal formuliert werden können.

<sup>16</sup> Das Bild stammt von Kant (1966: 281).

<sup>17</sup> Szenario übernommen von Schmidhauser (1995: 142).

Es bietet sich an dieser Stelle an, eine Unterscheidung zwischen Kausalsätzen zu treffen, die ein problemfreies konditionales Pendant aufweisen, und solchen, bei denen das eben nicht der Fall ist. Ich möchte daher erstere Gruppe als „allgemeine Kausalsätze“ bezeichnen, die i.d.R. zutreffen und für die „eine kausale Beziehung in der außersprachlichen Welt etabliert ist“ (Breindl/Walter 2009: 26), und die zweite Gruppe „relative Kausalsätze“ nennen. Letztere beziehen sich auf subjektiv empfundene Einzelfälle und treffen i.d.R. nicht immer zu<sup>18</sup>. In Kapitel 7.1. wird auf diese Unterscheidung noch einmal zu sprechen kommen.

#### 4.5. Perspektivenwechsel im Kausalverbund

Nachdem bereits eine Unterscheidung in Hinblick auf den Blickwinkel auf ein Kausalverhältnis unternommen wurde und auch dessen allgemeine Gültigkeit durch ein konditionales Pendant zu erschließen war, ist noch ein weiteres Kriterium zu nennen, das für den späteren pragmatischen Zugang (Kapitel 6-8) von Bedeutung ist.

Was Boettcher/Sitta (1972: 142) als „Symptombeziehung“ beschreiben und vom Duden (2005: §1782) als „Symptomperspektive“ im Gegensatz zu „Sachverhaltsperspektive“ bezeichnet wird (vgl. Duden-Zitat 4.3), handelt von der Abfolge und die sprachliche Zuordnung von Ursache und Wirkung. Bei der Symptomperspektive wird der begründende Teil der Rede als Indiz für den begründeten Teil der Rede verstanden.

In Kausalsätzen übernimmt der durch ein Kausalmarkierer eingeleitete Teil den ursächlichen. Es kann nun aber vorkommen, dass die Wirkung als Grund für die Ursache angegeben wird, so dass sich streng genommen ein logisches Paradoxon ergibt. In „Grammatik der deutschen Sprache“ (Zifonun 1997) werden die logisch-semantischen Strukturen beider Blickrichtungen einander gegenübergestellt. So lautet deren Beispiel:

*(a) Die Rohre sind geplatzt, weil Frost herrscht.*

Der Nebensatz wird hier als „faktisch gesetzte Antezedens“ bezeichnet und weist somit die normale  $p \Rightarrow q$ -Struktur auf. Umgekehrt gilt also für die Symptomperspektive die Struktur  $q \Rightarrow p$ . Im Nebensatz steht der „Konsequenzteil“ des Kausalsatzes. In der Literatur wird auch

---

<sup>18</sup> Es würde sich ebenso anbieten, zwischen objektiven und subjektiven Kausalsätzen zu unterscheiden. Dies lehne ich allerdings ab, da es keinen objektiven Standpunkt gibt, von dem aus die Zugehörigkeit ratifizierbar wäre.



von „deduktiven“ und „reduktiven“ Schlüssen gesprochen. Pasch beschreibt den Unterschied wie folgt:

„In einem deduktiven Schluß wird von der Erfüllung der Bedingung auf das Gegebensein der Folge geschlossen, beim reduktiven vom Gegebensein der Folge auf die Erfüllung der Bedingung.“ (Pasch 1993: 333)

Ein reduktiver Schluss mit Syptomperspektive hieße folglich:

*(c) Es herrscht Frost, denn die Rohre sind geplatzt. (Zifonun 1997: 2292f.)<sup>19</sup>*

Interessant ist nun, dass laut Zifonun (1997: 2296) und Schmidhauser kein *weil* für die Syptomperspektive verwendet werden darf, sondern nur ein *denn*. Dies wird damit begründet, dass *weil* eben stets den „Realgrund“ angebe, wohingegen *denn* „als Begründung für eine Behauptung über einen Sachverhalt [fungiert]“. (Schmidhauser 1995: 142). Sätze wie

*Weil die Rohre geplatzt sind, herrscht Frost. (Zifonun 1997: 2296)*

oder

*\*Die Katze hat Hunger, weil sie den ganzen Topf leerfrist. (Schmidhauser 1995: 143)*

seien folglich nicht akzeptabel. Unglücklicherweise werden bei Boettcher/Sitta die Sätze

„(298a) Da der Motor kaputt war, brannte die Lampe nicht

(299a) Da die Lampe nicht brennt, ist der Motor kaputt“ (1972: 142)

zur Demonstrierung der Syptomperspektive völlig unproblematisch mit *da* eingeleitet, so dass sich nicht klar sagen lässt, was denn nun der einzig richtige Sprachgebrauch sein soll.

Ob richtig oder falsch, beide Sätze sind in ihren Bezügen inhaltlich klar und es kommt zunächst niemand auf die Idee, den Begründungssatz als Ursache und nicht als *Indiz* zu verstehen, auch wenn es so klingt, als würden Schmidhauser und Zifonun das so bewerten. Da es sich hierbei nur um einen Perspektivenwechsel handelt und durch syntaktische

---

<sup>19</sup> Die dort angeführten Beispiele stammen ursprünglich von Pasch (1983: 332).

Veränderungen die grammatische als auch logische Ordnung leicht herzustellen ist, ohne dabei auf inhaltlicher Ebene einzugreifen, müssen solche Konstruktionen nicht im Detail besprochen werden. Es wird allerdings in den Kapiteln 6, 7 und 8 auf die pragmatische Komponente solcher Konstruktionen eingegangen, wo sich zeigen wird, dass eben nicht alle *weil*-Sätze „Realgründe“ angeben. Außerdem gibt es Grauzonen, in denen die „richtige“ Perspektive nicht auszumachen ist.

Festzuhalten ist, dass die Symptomperspektive für allgemeine Kausalsätze keine Verständigungsprobleme bereitet, es aber bei relativen Zuordnungen zu einer merkwürdigen „*Verkehrung eines Ursache-Wirkungs-Verhältnisses*“ kommen kann (Schmidhauser 1995: 143). Wenn wir also wissen wollen, ob etwas ein Realgrund ist, kann u. U. die Konjunktion und das konditionale Äquivalent darüber Auskunft geben, allerdings sei noch einmal gesagt, dass Realgründe höchstens eine annähernde Objektivität etablieren können, aber keine absolute.

Die Gegenüberstellungen haben gezeigt, dass eine außersprachlich empfundene Wirklichkeit mit kausalem Wesen sich in vielerlei Art sprachlich realisieren lässt. Vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus gesehen ist jedoch nur „das kausal, was von einem Sprecher intentional in einen kausalen Zusammenhang gesetzt wird“. (Schmidhauser 1995: 31) Wann genau ein Sprecher die Intention hatte, einen kausalen Zusammenhang zu verwirklichen, ist keinesfalls leicht zu beantworten. Die folgenden Kapitel, insbesondere die Erörterungen zu den Gebrauchs- und Abbildungsbereichen der Konnektoren, zeigen die aufgebrachte Problematik.

#### **4.6. Die Klassifizierungen und das Kategorienspektrum der Konnektoren**

Die oben angeführte Unterscheidung zwischen kausalen Verbindungen im engeren und im weiteren Sinn richtet sich nach der Qualität des Konnektors. Nach diesem „lexikalsemantischen“ Ansatz (vgl. Schmidhauser 1995: 36) wird allein dem Bindewort die Eigenschaft zugesprochen, Propositionen mit entsprechender Semantik zusammenzuführen. Diese Beobachtung machte schon Wilhelm von Humboldt, der über die Konjunktionen schrieb:

„Gleich stark, als das Verbum beruht in den Sprachen die richtige und genügende Bildung von Konjunktionen auf der Tätigkeit derselben Kraft des sprachbildenden Geistes [...]. Denn die Konjunktion, im eigentlichen Sinne des Ausdrucks genommen,

zeigt die Beziehung zweier Sätze aufeinander an und es liegt daher ein doppeltes Zusammenfassen, eine verwickeltere Synthesis in ihr. Jeder Satz muss mal *eins* genommen, diese Einheiten müssen aber wieder in eine größere verknüpft und der vorhergehende Satz so lange schwebend von der Seele erhalten werden, bis der nachfolgende der ganzen Aussage die vollendete Bestimmung gibt.“

(Humboldt 1973 :189)

Eine Vielzahl linguistischer Arbeiten gibt an, über die semantischen Eigenschaften der Konjunktionen etwas sagen zu können. In besonderer Weise sind etwa die Werke von Helbig/Buscha „Deutsche Grammatik“, Eisenberg „Grundriß der deutschen Grammatik“ und Buscha „Lexikon deutscher Konjunktionen“ zu nennen. In allen Grammatiken werden Versuche zur semantischen Klassifikation der Konjunktionen unternommen. Da die Semantik der Bindewörter in obgenannten Werken festgelegt wird, ist das Problem der Bestimmung des Zusammenhangs zumindest formal gelöst.

Wie eine solche Zuteilung aussehen kann und welche Elemente der kausalen Klasse zugeschrieben werden, wird im Folgenden gezeigt.

#### **4.6.1. Zur Semantik der Konjunktionen - Ein tabellarisches Modell**

Ein klares und überschaubares Modell zur Klassifikation von Konjunktionen stellt Peter Eisenberg in „Grundriß der deutschen Grammatik“ vor. Eine vergleichbare Darstellung findet sich in der Duden-Grammatik (Duden 2005: §1781) oder bei Helbig/Buscha (Helbig/Buscha 1991: 451ff.).

Eisenberg argumentiert wie folgt:

Die hier vorkommenden Konjunktionen haben lexikalische Bedeutung, sie bezeichnen eine zweistellige Relation zwischen den von Bezugssatz und Adverbialsatz bezeichneten Sachverhalten. Eine semantische Klassifikation *könnte* so aussehen [...].

temporale	als, bis, nachdem
kausale	da, weil
instrumentale	indem
konzessive	obwohl, obgleich, wiewohl
konditionale	wenn, falls, sofern
finale	damit

(Eisenberg 1994: 353)

Eisenberg richtet den Blick auf die Konjunktion, aus der letztlich der Bedeutungszusammenhang entspringe; schließlich seien sie auch lexikalisch in diesem Sinne zugeordnet (vgl. Buscha 1995; online-Grammatik „grammis“). Keinesfalls kann diese Darstellung von Eisenberg als vollständig gesehen werden. Der Autor selbst ist sich dessen bewusst und möchte lediglich vorschlagen, wie etwa ein Klassifikationsmodell, in diesem Fall eine Tabelle, aussehen könnte.

Auffällig bei diesem Modell ist z.B. die instrumentale Klasse, die in den bisher genannten Grammatiken von Bütow oder Musan nicht auftauchte. Außerdem werden mehrere Konjunktionen unter einem Oberbegriff subsummiert. Das ist allerdings nichts Neues, denn schließlich handelt es sich bei Kategorienbildungen nicht um die Sortierung von Synonymen, sondern um Zuordnungen aufgrund qualitativer Ähnlichkeit, so dass *da*, *denn* und *weil* zwar alle als Kausalkonnektoren gelten, sie sich aber in ihren Geltungsbereichen unterscheiden können. (Diese Idee scheint auf Grundlage formal orientierter Überlegungen durchaus plausibel, jedoch zeigt die korpusbasierte Studie von Breindl/Walter (2009), dass eine Verteilung der Gebrauchspräferenzen und Bedeutungsbereichen im schriftlichen Bereich durchaus problematisch ist, da die Auswertungen keine dramatischen Abweichungen der Gebrauchsfelder der genannten Konjunktionen erbrachte. (Vgl. Breindl/Walter 2009: 89ff.) Dies hängt sowohl mit den verwendeten Indikatoren der Studie zusammen als auch mit der Tatsache, dass Schriftsprache weniger spontan ist, so dass sich im mündlichen Bereich eher Abweichungen erkennen ließen.)

Eine kategoriale Zusammenfassung, die auf gemeinsamen qualitativen Eigenschaften beruht, meint nicht, dass sich kategoriale Äquivalente nicht voneinander unterscheiden. Dies trifft nicht nur auf linguistische Kategorien zu, sondern auf alle Arten taxonomische Strukturen. Beispielsweise ist eine Taube kein Spatz, dennoch sind beide Arten Vögel, denn beide erfüllen die semantischen Eigenschaften, wie etwa das Federn haben und können fliegen. Problematisch wird es dann bei der Klassifikation des Pinguins, wo wir uns i.d.R. mit E. Roschs Prototypenmodell zu helfen wissen. Dennoch gleicht auch wieder keine Taube der anderen, so dass eine Zuordnung einzelner Entitäten letztlich eine Spirale ist, die in die Einzigartigkeit jedes einzelnen erfassbaren Gegenstands mündet oder aus ihr hervorgeht. Dabei sind nicht nur jene Dinge in der Welt gemeint, die uns als wirklich erscheinen, sondern jede einzelne sprachliche Äußerung samt ihres denotativen und konnotativen Inhalts.

Die Kausalkonnektoren haben also Ähnlichkeitscharakter, sind aber nicht als deckungsgleich zu behandeln. Dadurch dass Wörter isoliert bestimmt bzw. definiert werden, kann deren vermeintlicher Bedeutungsvielfalt im Kontext nicht gerecht wird. Das bedeutet nicht, dass eine Kategorisierung nicht möglich wäre, allerdings findet sie auf einer Ebene der Gemeinsamkeiten statt, dem gemeinsamen Nenner, dem Eindeutigen. Dadurch entsteht eine Vereinfachung, die in unserem Fall die kausale Klasse als feststehende und unproblematische bedeutungskonstante Kategorie behandeln würde. Dass es trotz vieler Gemeinsamkeiten auch eine Menge and Unterschieden aufzudecken gibt, ist Gegenstand dieser Arbeit und wird im Folgenden erklärt.

#### **4.6.2. Semantische Zuordnungen bei Buscha**

Ähnlich wie Peter Eisenberg scheint auch Joachim Buscha, Autor des „Lexikon deutscher Konjunktionen“, anhand des Bindeworts den zusammengesetzten Sinn und eine Bedeutungskonstante innerhalb komplexer Satzstrukturen zu erkennen. Eine Zählung zeigt 27 bzw. 25 verschiedenen Arten der semantischen Klassifikation von Anbindungen, wenn die temporale Kategorie nicht aus drei Dimensionen bestünde, die das Konjunktioneninventar des Deutschen vermitteln kann. (Vgl. Buscha 1995: 16ff.)<sup>20</sup> Das Kategorienfeld der näheren adverbialen Bestimmung wird auch bei Boettcher/Sitta (2009: 118f.) um ein Vielfaches aufgestockt. Diese Ergänzung reicht jedoch nicht aus, jeder einzelnen Konjunktion einen eigenen semantischen Platz zuzuschreiben. Buscha fasst wie Eisenberg mehrere Konnektoren unter einem kategorialen Oberbegriff zusammen. Die verschiedenen Mitglieder dieser Kategorie bezeichnet er als „Varianten“ und merkt an:

„Wichtig für das richtige Verständnis der Varianten und ihrer Bedeutung ist auch, daß mit den Etiketten gewöhnlich nur eine Grundbedeutung angegeben wird. Es ist deshalb unbedingt notwendig, die verbale Beschreibung im anschließenden Text heranzuziehen, da im Einzelfall der gleiche Begriff (X) Verschiedenes bezeichnen kann.“ (Buscha 1995: 14f.)

Für die temporalen Konjunktionen räumt er ein, dass es sich bei Varianten nicht immer nur „um ein Merkmal der Konjunktionen, sondern der verknüpften Sachverhalte selbst handelt“.

(Buscha 1995: 14) Buscha erkennt trotz seiner Kategorisierung eine Problematik im richtigen Verständnis eines Konnektor, da sich dieser oft nicht alleine durch seine Beschreibung im Lexikon definieren lässt, sondern sich oftmals nur durch das Hinzuziehen des Kontextes erkennen lässt.

Mit den hinzu gewonnen Kategorien zur Bestimmung einer „zweistelligen Relation zwischen den [...] bezeichneten Sachverhalten“ (s. Eisenberg 4.6.1.) haben wir gleichermaßen unser kognitives Verständnis solcher Relationen erweitert und differenzierter ausgelegt. Keinesfalls ließe sich daraus annehmen, dass es mit diesem Spektrum gelungen sei, alle unsere geistigen Zusammenhangsauffassungen ausreichend beschrieben zu haben. Es zeichnet sich durch dieses Ausdehnen des Spektrums der durch Sprache kommunizierbaren Bedeutungsrelationen ein Trend ins unmessbare Detail ab; eine Taxonomie mit infinitem Regress.

#### **4.7. Kategoriengrenzen**

Betrachtet man den Aufbau und die Erklärungen zu den Arten der Adverbiale in den oben erwähnten Grammatiken genauer, so zeichnet sich ab, dass das Beurteilen von semantischen Relationen anhand der Kategorienzugehörigkeit des Konnektors nur auf formaler Ebene zufriedenstellend ist. Um aber eine kontextbezogene Bestimmung zu finden, muss über diese lexikalsemantische Klassifikation hinweg gegangen werden. Dabei stellt sich das Problem ein, wie ein Kontextparadigma aussehen könnte, denn schließlich gleicht fast kein sprachlicher Ausdruck dem anderen. (Siehe hierzu, anlehnend an Chomsky, Itkonen 1983:61ff.)

Der für gewöhnlich gewählte Zugang zu dieser Art inhaltsbezogener grammatischer Bestimmung ist zunächst ein funktionaler, also: Welche Funktion erfüllt dieses oder jenes Wort im jeweiligen Kontext? Spätestens seit Ludwig Wittgenstein wissen wir, „[d]ie Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“. (Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen: §43) Diese Kontextbedeutung trifft nicht nur auf Verben oder Substantiva zu, sondern zweifelsfrei auch auf Konnektoren. Wir werden also dazu angehalten, jedes Wort zunächst als kategorienlos zu betrachten, um es dann anhand seines Vorkommens und Gebrauchs zu klassifizieren.

Jedes Mal, wenn wir einen Konnektor oder einen Zusammenhang nicht klar einer Kategorie zuordnen können, stellt sich die Frage, ob genügend Kategorien zur Verfügung stehen. Ist noch keine passende etabliert, muss sie erfunden werden. Was also passiert, wenn uns eine Zurordnung der näheren Bestimmung nicht einwandfrei gelingt? Wir erweitern das

Kategorienfeld, um einen adäquateren Blick auf die Sachebene haben zu können. Je genauer die Analyse ausfällt, umso breiter ist die Kategorienspanne. Es wird also ins nahezu Unendliche nuanciert. Zur Darstellung einer unaufhörlichen Klassifikation von „Verknüpfungsbedeutungen“ kann beispielsweise die Tabelle von Boettcher dienen (Boettcher 2009: 118f.).

Nicht nur um eine Kategorie herum werden neue angesiedelt, sondern auch in ihnen selbst. Das alles erfüllt den Zweck, keine schwarzen Schafe innerhalb einer Kategorie zu halten. Denn eine Kategorie ist nur eine Kategorie, wenn sie absoluten Status hat.<sup>21</sup> Es dürfen keine Kompromisse gemacht werden und sobald sich eine Ungereimtheit entlarvt, muss sie behoben werden.

Die Entstehung neuer Kategorien betrifft hauptsächlich das Innere eines Oberbegriffs. Das heißt, aus einer Kategorie werden unpassende Elemente ausgeschnitten und um diese herum anschließend neue entwickelt. Die Eigenschaften der neuen Kategorie sind dann jeweils die Abweichungen von der alten bzw. zunächst übergeordneten assoziierten Kategorie. Eine Definition, die sich sowohl aus Ähnlichkeit und doch wieder aus Abweichung ergibt. Sollte dieses Vorgehen konsequent zu ende gebracht werden, so sollte es möglich sein, auch innerhalb der kausalen Kategorie mehrere Subkategorien einzuführen.

Welche Aspekte dienlich sein können, um über Abweichung und Ähnlichkeit entscheiden zu können, wird anhand einer Auswahl von Beispielen im Folgenden vorgestellt.

## **5. Geltungsbereiche und Wirkungsrichtungen der kausalen Konjunktionen**

### **5.1. Zwischen Temporalität und Kausalität. Aspekte der Nachzeitigkeit bei *nachdem***

Über Klassifikation und Kategorienzugehörigkeit entscheiden Aspekte der Gleichheit und des Unterschieds. Was die kausale Klasse betrifft und welche Elemente bzw. Konjunktionen ihr zugeordnet werden sollen, stellt ein Problem dar, das sich nicht durch Um- oder Subkategorisierung beheben lässt.

---

<sup>21</sup> Vgl. Joos: “[...] linguistic categories [...] are absolutes which admit no compromise. They correspond roughly to favorite categorizations in the world, and it is widely held that every community subdivides the phenomena in the real world according to the categories of its language, rather than the reverse.” (Joos 2004: 452)

Beim Vergleich verschiedener Grammatiken und deren Zugang zu und Beschreibungen von adverbialen Teilsätzen fällt auf, dass einzelne Konjunktionen inhaltlich offenbar unterschiedlich verstanden werden. Was die kausale Klasse betrifft, so gibt es Unklarheiten, ob die Konjunktion *nachdem* dieser angehört oder nicht.

Bei Eisenberg steht *nachdem* neben *als* und *bis* in der Spalte temporaler Konjunktionen. Auch bei Helbig/Buscha (1991: 453) oder Buscha (1995: 83) ist diese Klassifikation zu lesen. Bütow verwendet *nachdem* sogar, um den Beispielsatz zu den „Temporalbestimmungen“ vorzustellen:

„*Nachdem alle Platz genommen hatten*, trat eine erwartungsvolle Stille ein.“ (Bütow 2000: 29)

So eindeutig die Bedeutung und der Gebrauch dieser Konjunktion sein mag, sie stellt den Linguisten vor ein Dilemma, denn im tatsächlichen Sprachgebrauch tritt *nachdem* nicht immer mit ausschließlich temporalem Nexus auf. Von einem interpretierenden Standpunkt aus gesehen können einige *nachdem*-Verbindungen auch kausal verstanden werden. In der Forschung ist man sich über den Umgang mit der ausgedrückten Nachzeitigkeit nicht einig, so scheint es, aber es wird vereinzelt erkannt, dass die Konjunktion auch Begründungssätze einleiten kann und damit über zeitlichen Bezug hinausgeht.

Bei Ulrich Engel lesen wir unter dem Stichwort „Kausale Subjunktionen“ Folgendes:

„Diese Subjunktionen weisen das Nebensatzgeschehen als Grund für das Obersatzgeschehen aus. Dabei ist „Grund“ hier, wie in den meisten Grammatiken üblich, in einem recht weiten Sinne zu verstehen. Die Ursache im engeren Sinne nennen nur *da*, ***nachdem***<sup>22</sup>, *nun (da)*, *weil*, *wo* und *zumal*. Andere (im weiteren Sinne kausalen) Subjunktionen nennen die Folge (konsekutiv), Bedingung oder Voraussetzung (konditional), unwirksamen Gegengrund (konzessiv), Ziel oder Beweggrund (final) und Mittel zum Zweck (instrumental).“ (Engel 1996: P012, 711)

Engels Grammatik, die die kausale Klasse ebenfalls als Sammelbegriff gebraucht und die oben aus der Duden-Grammatik zitierten Unterscheidung zwischen Konnektoren, die im weiteren oder engeren Sinne kausal zu verstehen sind, in gleicher Weise vorbringt, sieht in

---

<sup>22</sup> Die Hervorhebung im Schriftbild ist von mir.



der temporal klassifizierten Konjunktion *nachdem* einen Konnektor, der dazu dienen kann, einen Grund anzugeben und demnach kausalverknüpfende Eigenschaften hat. Auch bei Breindl/Walter wird dies angegeben (Breindl/Walter 2009: 21). Hierzu einige Beispielsätze<sup>23</sup>:

a) *Wir konnten das nicht aus der Lehrerperspektive machen, nachdem keiner von uns Lehrer ist.*

b) *Nachdem ich keinen Führerschein mehr habe, fahre ich viel mehr mit den Öffis.*

c) *Nachdem das mit uns nicht geklappt hat, war ich wochenlang sehr traurig.*

Ein weiteres Beispiel stammt von Schmidhauser:

d) *„Nachdem du solange nichts mehr von mir gehört hast, hast du vermutlich keine grosse [sic!] Lust mehr, mit mir in die Ferien zu fahren.“* (Schmidhauser 1995: 220)

Ich möchte behaupten, dass die durch *nachdem* eingeleiteten Nebensätze als Begründung verstanden werden können. Sollte das nicht der Fall sein und eine Vor- oder Nachzeitigkeit wurde hier völlig ohne Begründungsabsicht artikuliert, würde die oben angeführte Behauptung nicht stimmen.

Die oben angeführten Beispielsätze zeigen durchaus temporale Beziehungen zwischen Satzteil A (Hauptsatz) und Satzteil B (Nebensatz). Es scheint jedoch abwegig anzunehmen, der Sprecher möge hier allein zeitliche Ordnung vermitteln wollen. Wie also erklärt sich der begründende Aspekt, wenn *nachdem* keine Konjunktion mit entsprechendem Nexus ist und weder von Eisenberg noch von Buscha kausal etikettiert wird, aber z.B. bei Engel (1996: 711) oder Breindl/Walter (2009: 21) anderes zu lesen ist.

Die Austauschbarkeit liegt nicht in der Mehrdeutigkeit der Konjunktion, sondern vielmehr in der Mehrdeutigkeit des Kontextes bzw. der Uneindeutigkeit unseres Kategorienverständnisses. Buscha sieht in seiner Zusammenstellung diese problematische Eigenschaft nicht und nur wenige Grammatiken führen *nachdem* als kausalen Satzverknüpfen an. Es herrscht kein Konsens darüber, ob *nachdem* nun auch kausal verwendbar ist oder nicht. In jedem Fall aber ist ein zeitliches Aufeinanderfolgen der Propositionen A und B stets

---

<sup>23</sup> Weitere entsprechende Beispielsätze finden sich unter: [http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/gramwb.ansicht?v\\_app=g&v\\_kat=gramm&v\\_buchstabe=N&v\\_id=2162](http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/gramwb.ansicht?v_app=g&v_kat=gramm&v_buchstabe=N&v_id=2162) (21.4.2012)

erkennbar. Genau aus diesem entwickelt sich die Annahme, es könnte ein Kausalverhältnis im Bedeutungsbereich von *nachdem* geben. Die Online-Grammatik „grammis“, die vom Institut für deutsche Sprache erstellt wurde und stetig erweitert wird, sieht Folgendes:

„Aus der Grundbedeutung "Nachzeitigkeit" lässt sich eine kausale Bedeutung ableiten nach dem pragmatischen Interpretationsprinzip, wonach zwei unmittelbar aufeinanderfolgende Ereignisse als in einem Ursache-Wirkung-Zusammenhang stehend wahrgenommen werden ("post hoc ergo propter hoc"<sup>24</sup>).“ (Quelle: „grammis“<sup>25</sup>)

Eine vermeintliche Mehrdeutigkeit ergibt sich also nicht aus dem Lexem selbst, sondern aus der Interpretation des Rezipienten und der Kausalzusammenhang existiert mitschwingend auf pragmatischer Ebene. (Vgl. u.a. Schmidhauser 1995: 214ff.) Dementsprechend schwer wird es nun, das Konnektoreninventar der kausalen Kategorie aufrecht zu erhalten sowie überhaupt die kausale Klasse von der temporalen zu trennen. Schmidhauser schlägt daher vor, von zeichengebundenen „Implikationen“ zu sprechen, wenn in einem variierbaren Kontext die Bezugsetzung explizit durch lexikalsemantische kausale Markierungen bestimmt wird, und von „Implikaturen“, wenn die Bezugsetzung implizit mitverstanden wird. (Vgl. Schmidhauser 1995: 203f.) Es hat diese Unterteilung den Anschein, als könne man unterscheiden zwischen Produzentenverständnis (nicht unbedingt kausal) und Rezipientenverständnis (möglicherweise kausal). Das löse allerdings nur bedingt das Problem der Kategoriengrenzen und der Zugehörigkeit von *nachdem*.

Um die kausale Kategorie rein zu halten und von missverständlichen Markierungen zu befreien, ließe sich argumentieren, dass es sich bei den obigen Beispielsätzen mit *nachdem* um saloppen Sprachgebrauch handelt. Das hieße, entweder der Sprecher benutzt ein falsches Wort oder aber er begeht einen Denkfehler. Zumindest nach Eisenberg, Buscha oder Helbig sollte eher ein *da* oder *weil* verwendet werden, wenn man von Ursächlichkeit spricht und *nachdem*, wenn allein von Nachzeitigkeit die Rede sein soll. Es lassen sich Aspekte der Nachzeitigkeit jedoch nicht immer von kausaler Interpretation trennen und es ist gut möglich, dass dies auch gar nicht immer erwünscht ist.

---

<sup>24</sup> Die Bezeichnung „post hoc ergo propter hoc“ stammt aus der scholastischen Philosophie und meint den (Trug-)Schluss, dass eine Wirkung W wegen eines Ereignisses U entstanden ist, nur weil U vor W stattgefunden hat. Schlick bezeichnet die Frage nach der richtigen Schlussfolgerung als das „philosophische Problem der Kausalität“ (s. Schlick 1970: 135).

<sup>25</sup> [http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/gramwb.ansicht?v\\_app=g&v\\_kat=gramm&v\\_buchstabe=N&v\\_id=2162](http://hypermedia.ids-mannheim.de/pls/public/gramwb.ansicht?v_app=g&v_kat=gramm&v_buchstabe=N&v_id=2162) : (eingesehen am 22.5.2011)

Eine weitere Möglichkeit den „Hybrid-Konnektor“ *nachdem* eindeutig zu klassifizieren, bestünde durch das Öffnen einer neuen Klasse. Dies ist aber insofern problematisch, da erstens keine völlig andere Art des Zusammenhangs hergestellt wird als es beispielsweise *weil* oder *da* tun würden, und zweitens, weil *nachdem* auch für Verbindungen gewählt wird, die keinerlei Ursächlichkeit ausdrücken wollen, sondern Abläufe rein zeitlich zueinander in Bezug setzen wollen, wo *da* oder *weil* nicht gleichbedeutend stehen können.

Es handelt sich offenbar um eine wandelbare „Mischkonjunktion“, die Eigenschaften der temporalen und der kausalen Kategorie vereinen kann, es aber nicht immer tut, wie z.B. in

*Nachdem wir unser Ziel erreicht hatten, spielte auch das Wetter wieder mit.*

Für diesen Satz eine Begründungsabsicht anzunehmen, wäre unsinnig und unlogisch, da die Propositionen A und B hier weder subjektiv noch objektiv zueinander in Bezug stehen. Es wird lediglich eine zeitliche Abfolge voneinander unabhängiger Ereignisse genannt.

*Nachdem* besitzt die Eigenschaft, eine Nachzeitigkeit zu suggerieren, die in manchen Fällen neben dem temporalen einen kausal Zusammenhang vermuten lässt. Offenbar zeigt die kausale eine polyseme Kategorie, indem sie einen Aspekt der Temporalität stetig in sich trägt, diesen aber nicht immer durchdrängen lassen muss. Dies wird noch deutlicher, wenn die Konjunktion *nachdem* dem Adverb *demnach* gegenüber gestellt wird. Demnach besteht aus denselben morphologischen Strukturen, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge. Eine Erscheinung, die nicht zufällig existiert. Das Adverb schlägt keine zeitliche, nur kausale, Verknüpfung vor, wohingegen die Konjunktion in ihren Geltungsbereichen noch un schlüssig ist.

Wenn nun versucht würde, *nachdem* aus der kausalen Klasse zu verbannen, indem man behauptet, es handle sich bei Gebrauch immer nur um temporale Unterordnung und niemals um ein Kausalverhältnis, würden wir soweit gehen und dem Sprecher unterstellen, seine Formulierungen besser einordnen zu können als es sein eigener Verstand kann. Eine derartige Vorgehensweise träte einer allgemeinen Sprachtheorie subversiv gegenüber und würde die Eigendynamik der Parole zunichte machen. Es nützt also nichts, *nachdem* das kausale Etikett abzuspochen, solange sie von einer großen Minderheit auch begründend gebraucht und von einer großen Mehrheit verstanden wird.

Die Konjunktion *nachdem* spricht für alle anderen dieser Wortart, wenn sie behauptet, dass die allgemeine semantische Bestimmung des Konnektors alleine nicht ausreichend ist, um die vermittelte Bedeutungsrelation im Einzelfall entschlüsseln zu können und schon gar nicht

reicht es aus, rein induktiv vorzugehen und vom einzelnen Vorkommnissen auf ein verallgemeinerndes Prinzip zu schließen. Insbesondere die Konnektoren der kausalen Kategorie sind von einer vermeintlichen Eindeutigkeit weit entfernt. Das hat damit zu tun, dass temporale und kausale Vorstellungen so eng miteinander verknüpft sind, dass eine eindeutige Klassifikation unter Umständen nur auf formaler Ebene unternommen werden kann. Man hätte es dann mit einer Vereinfachung zu tun, die der tatsächlichen Bedeutungsebene nicht gerecht würde.

Die große Ähnlichkeit und das geistige Selektieren zwischen von Temporalität auf Kausalität ist möglicher Grund für den Gebrauch eines *nachdem* anstelle eines eindeutigeren Konnektors. *Nachdem* wird möglicherweise bevorzugt dann verwendet, wenn eine Nachzeitigkeit gegeben ist, aber eine (kausale) Abhängigkeit zwischen den verknüpften Entitäten entweder gar nicht (1) oder nur sehr schwach (2) besteht bzw. vermutet wird; wie in:

(1) *Ich gieße die Blumen, nachdem ich die Wäsche aufgehängt habe.*

(2) *Ich wasche mir die Hände, nachdem ich das Rad repariert habe.*

Es gibt kaum einen Grund, der zu der Annahme führen würde, dass in (1) von Ursächlichkeit die Rede ist und der Nebensatz begründend gemeint ist. Bei (2) hingegen ließe sich via Inferenz vermuten, dass das Reparieren des Rades schmutzige Finger zur Folge hat, was Grund genug wäre, sich im Anschluss daran die Hände zu waschen. Ein solcher inferierter Zusammenhang ließe sich beispielsweise als „potentiell kausal“ bezeichnen.

Als Ergänzung sei darauf hingewiesen, dass eine Substituierung mit *weil* das Ereignis des Händewaschens zeitlich anders markiert. In (2) fasse ich es als zukünftiges Ereignis auf, wohingegen (3) fortwährende Vollzüge vermuten ließen.

(3) *Ich wasche mir die Hände, weil ich das Rad repariert habe.*

Was allerdings die Beispielsätze a) – d) (s.o.) betrifft, so scheinen hier noch andere Faktoren den Gebrauch eines *nachdem* zu veranlassen. Obwohl die durch den Konnektor eingeleiteten Nebensätze durchaus begründenden Charakter haben, so wird dieser wegen der Nicht-Verwendung von *weil* oder *da* nicht prominent verpackt und der die Begründung sieht zunächst gar nicht wie eine solche aus und das ist möglicherweise beabsichtigt. Das hat möglicherweise damit zu tun, dass die Begründung nur als eine Art „Alibi“ verstanden werden kann und es sich eigentlich um eine Stellungnahme oder Vermutung handelt.

Durch den Gebrauch von *nachdem* lässt sich von der Ursache ablenken, indem nur ein zeitliches Nebeneinander suggeriert wird, in der Hoffnung, dass die pragmatische Kompetenz des Rezipienten die dünne Begründung gar nicht als solche identifiziert. Hinzu kommt, dass *nachdem* als kausaler Konnektor gerne am Satzanfang steht und somit auch die Redeabsicht nicht gleich preisgibt. Entsprechend schwerer fällt es dann, den Nebensatz und seinen Begründungsaspekt zurück ins Gedächtnis zu rufen, wenn dieser zunächst ein temporales Schema aktiviert hat und der Hauptsatz, also das Begründete, erst darauf folgt.

Satz c) hingegen ist anders zu bewerten. Er wirkt fast so, als sei der ursächliche Zusammenhang ohnehin derart eindeutig, dass dieser gar nicht erst genannt werden muss. Wäre das allerdings der Fall, so hätte es zur Folge, dass das Gesprochene rein kausal und abgeschlossen verstanden würde und somit nicht besonders gesprächsanregend wäre. Eine solche flache und offensichtliche Aussage entspricht dem Mitteilungsbedürfnis nur in sehr wenigen Fällen. Es soll hier nichts gesagt werden, was ohnehin der Fall ist und wo man nur anteilnehmend mit dem Kopf nicken kann<sup>26</sup>, sondern es wird ganz einfach ein anderer kommunikationsstrategischer Weg gewählt, dessen Dogma nicht mit dem durch *weil* oder *da* eingeleiteten Nebensatz ausgesprochen wird, sondern offen bleibt.

## 5.2. Polysemie und Interpretationsspielraum bei *da*

Ein häufig gebrauchter Kausalkonnektor ist die Konjunktion *da*. Zu den „Kausalbestimmungen“ aus der Grammatik von Bütow ist oben bereits ein Beispiel für ein Kausaladverbial zitiert worden, das mit *da* eingeleitet wurde und da hieß:

„*Da der Wetterbericht Nachtfrost gemeldet hatte*, nahmen wir noch schnell die letzten Tomaten ab.“ (Bütow 2000: 30)

Zwei weitere Beispiele stammen aus der 6. Auflage der Duden-Grammatik (1) und der online-Grammatik „grammis“ des Institut für deutsche Sprache (2):

(1) *Da er völlig entkräftet war, gab er das Rennen auf.* (Duden 1998: §1319)

---

<sup>26</sup> Vgl. Widdowson (1998: 707): „[I]n normal circumstances speakers use language only to complement the context, to provide information that is not already apparent. They do not usually go around stating the obvious.“ (dt.: Im Normalfall wird nicht das Offensichtliche kommuniziert, sondern neue bzw. beifügte Information.)

(2) *Da das Pflaster nass ist, hat es offenbar heute Nacht geregnet.*<sup>27</sup>

Ähnlich wie *nachdem* kann *da* Zusammenhänge suggerieren, deren semantische Klasse sich nicht zweifelsfrei zuordnen lässt. Für *nachdem* wurde gezeigt, dass es vorwiegend temporal klassifiziert wird und doch kausale Geltung haben kann. Genau das Gegenteil gilt für *da*. Es wird in denselben obgenannten Werken kausal klassifiziert (s. u.a. Eisenberg; Buscha; Duden [2005]; grammis), jedoch scheint man sich darüber einig zu sein, dass *da* sich in gewissen Fällen synonym zu temporalem *als* und *nachdem* oder dem lokalen Relativum *wo* verhält.<sup>28</sup> Dieser doppelte Verwendungsbereich ist meist klar und eine Substitution mit *weil*, dem Prototyp der Kausalkonjunktionen (s.u.), oder *als* kann in vielen Fällen die Homonymität von *da* entschlüsseln.

Es gibt allerdings auch Kontexte, in denen eine eindeutige Klassifikation des *da*-Satzes nicht möglich ist. Diesen widmet sich der folgende Abschnitt.

(a) „Jetzt, da ich das es sehe, bekomme ich es mit der Angst zu tun.“ (Filmzitat)

Diese Satzkonstruktion ist knifflig. Zunächst einmal schlage ich vor, den Hauptsatz herauszunehmen, da dieser inhaltlich unverändert bleibt. Der Hauptsatz ist hier nachgestellt und würde im Vordersatz lauten: *Ich bekomme es mit der Angst zu tun*. Nun bleibt der knifflige Teil zu lösen. Es gäbe nun zwei Möglichkeiten der Interpretation: Entweder wir gehen von einer temporalen Doppelmarkierung aus, indem wir sowohl das Adverb *jetzt* als auch den mit *da* eingeleiteten Satz als nähere Bestimmung der Zeit betrachten, oder wir interpretieren *da* als Kausalmarkierung, die mit *weil* zu ersetzen wäre. Der Satz würde folglich in umgeformter Weise lauten:

(b) *Jetzt bekomme ich es mit der Angst zu tun, da/weil ich es sehe.*

Da in (a) das Adverbial in Form eines Nebensatzes unmittelbar hinter dem Satzadverb *jetzt* integriert ist und mehr wie eine Ergänzung wirkt, indem es den Zeitpunkt „jetzt“ näher bestimmt, büßt es an Prominenz in der Hypotaxe ein. In (b) steht das Adverbial nach dem

---

<sup>27</sup> [http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/gramwb.ansicht?v\\_app=g&v\\_kat=gramm&v\\_buchstabe=D&v\\_id=1987](http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/gramwb.ansicht?v_app=g&v_kat=gramm&v_buchstabe=D&v_id=1987) (11.1.2012)

<sup>28</sup> [http://www.duden.de/rechtschreibung/da\\_Konjunktion\\_weil](http://www.duden.de/rechtschreibung/da_Konjunktion_weil) (21.3.2012)

ganzen Hauptsatz, der nun eine syntaktisch und semantisch abgeschlossene Sinneinheit bildet, so dass das Adverbial nun nicht mehr nur das Satzadverb näher bestimmt, sondern die gesamte im Hauptsatz geäußerte Proposition. Es findet also eine Bedeutungsverschiebung statt, indem durch syntaktische Variation andere Sinneinheiten zusammengefasst werden. (Vgl. hier: 3.4.) Daher klassifiziere ich den *da*-Satz aus (a) als temporales Relativum und aus (b) als Kausaladverbial. Der Gesamtkonstruktion aus (b) kommt so eine tiefere und komplexere Bedeutung zu.

Dabei möchte ich drauf hinweisen, dass sich meine Interpretationen nicht auf den formalen Bereich beschränkt, wo sich leicht behaupten ließe, dass *da* in den hier genannten Fällen gar kein Kausalkonnektor ist, sondern es sich um einen anderen Lexikoneintrag handelt. Es kommt allerdings nicht darauf an, was sich auf dieser formalen Ebene abspielt, sondern wie wage Kategorien unseres Denkens sind. Die bereits angesprochene Unterscheidung zwischen Struktur- und Kontextbedeutung kommt hier zum Tragen (s. hier 3.4.).

Es gibt zahlreiche Beispiele, in denen *da* eher, aber nicht ausschließlich, temporalen als begründenden Geltungsbereich beansprucht. In einer Übersetzung von Kierkegaards „Entweder – Oder“ ist ein mit (a) vergleichbarer Satz zu lesen:

„Seit dem Augenblick, da meine Seele zum erstem Male in Bewunderung von Mozarts Musik erstaunte und demütig sich neigte, ist es mir oft eine liebe und erquickende Beschäftigung gewesen, zu überlegen, [...] was zusammen gehört.“ (Kierkegaard 1995: 57)

Und auch in Max Frischs Roman „Stiller“:

„Ich nehme es als Notlüge hin, so mit Vergnügen; im Lift, allein mit Julika, lobe ich ausdrücklich ihre kecke Geistesgegenwart, rede aber später, da wir in ihrem Zimmer sind, nicht weiter von dieser Sache [...].“ (Frisch 1954: 184)

In besonderem Maße bemerkenswert erscheint mir, dass bei den genannten Verwendungen von *da* durchweg eine Zeitangabe vorweg geht. *Seit dem Augenblick, jetzt* oder *später* sind nähere Bestimmungen der Zeit, auf die der temporale oder kausale Konnektor folgt. Freilich bleibt es Interpretationssache, wie die Bezüge zwischen A (Hauptsatz) und B (Nebensatz) hier gemeint sind, jedoch zeigt sich durch den temporal vormarkierten Raum ein weiterer temporaler Anschluss. Anstatt den mit *da* eingeleiteten Nebensatz als Kausaladverbial zu klassifizieren schlage ich wiederholt vor, ihm auch den Geltungsbereich des „temporalen

Relativums“ einzuräumen. Mit letzter Gewissheit kann nicht nur in den obgenannten Beispielen nicht gesagt werden, ob ein ursächlicher oder zeitlicher Zusammenhang gemeint ist. Letztlich ist es eine Frage der Interpretation, wie die Sätze

*Da der Mann die Tür auftrat, habe ich mich total erschrocken geworden.*

und

*Da der Mann die Tür auftrat, bin ich total verrückt geworden.*

zueinander stehen. Sie können durchaus kausal zusammenhängen, sie können aber auch nur zufällig so verstanden werden. Möglicherweise macht auch einer der beiden Sätze einen „kausaleren“ Eindruck als der andere (s. auch Kapitel 8.4.).

Die Untersuchungen von *nachdem* und *da* haben gezeigt, dass in gewissen Kontexten sowohl temporale als auch kausale Etikettierung plausibel wären und sich eine semantische Klassifizierung nicht kontextunabhängig allein aus der Form des Konnektors ergibt. Die sich daraus ergebende Konsequenz ist, dass die kausale Kategorie der temporalen nicht nur nahe steht, sondern mit ihr in gewissen Bereichen zusammenfällt, so dass eine klare Trennung beider nicht möglich ist. Diese Überschneidung im Interpretationsbereich muss für eine präzise Bestimmung solcher Satzglieder berücksichtigt werden. Auch wenn die Idee von Kausalität nicht ohne zeitliche Komponente auskommt, sind kausaladverbiale Bestimmungen durchaus möglich. Jedoch ist es ein *Mehr-oder-Weniger* und kein *Entweder-Oder*, wenn wir in vergleichbaren Fällen den kausalen Nexus bestimmen wollen.

Dass Kausal- und Temporaladverbiale manchmal nur schwer oder gar nicht zu unterscheiden sind, heißt nicht, dass deren Klassen nicht existierten. Es bedeutet zunächst nur, dass einzelne Konjunktionen trotz ihrer Lexikalisierung nicht ausreichend Auskunft darüber geben können, wie der durch sie eingeleitete Nebensatz zu bestimmen ist und wie ihre Verwendung im Geiste des Verwenders gespeichert ist. In den meisten Fällen jedoch scheint es keine Klassifizierungsprobleme zu geben. Und, um das hinzuzufügen, Verständigungsprobleme ergeben sich daraus ohnehin keine.

Konjunktionen selbst verfügen offenbar über semantische Eigenschaften, diese sind aber nicht unflexibel oder statisch. Das Klassifizierungsproblem liegt nicht an den Konjunktionen selbst, vielmehr hat es mit der Kategorie selbst zu tun. Die Kategoriengrenzen, wenn es denn welche gibt, schneiden in den Bereich der benachbarten Kategorie ein. Dieser Überschneidungsbereich stellt eine Grauzone dar, in der eindeutige Zuordnungen nicht möglich sind.



### 5.3. Zum prototypischen Gehalt der Vergleichsgröße *weil*

Bis hierhin ist die Konjunktion *weil* als das prototypische Beispiel der Kausalkonjunktionen behandelt worden. Dies ist zunächst damit zu begründen, dass *weil* einer der prominentesten Kausalverknüpfers des Deutschen ist. Allein aus der Quantität ergibt sich der Gedanke, dass *weil* geeigneter und eindeutiger ist, ursächliche Beziehungen herzustellen, als die bereits besprochenen *da* oder *nachdem*. Ein weiterer Grund dafür, warum *weil* prototypisch behandelt wird, ist sein ausdauerndes Bestehen im begründenden Geltungsbereich. Sprachgeschichtlich gibt es auch bei den Konjunktionen Entwicklungen, die an dieser Stelle kurz erwähnt sein sollten.

*Da* hatte bis Ende des 17. Jahrhunderts keinen festen Platz im Bereich der Kausalkonjunktionen, sondern behielt von seinem mittelhochdeutschen Vorgänger *dô* einen Teil der temporalen Grundbedeutung ‚*als*‘ bei (vgl. Arndt 1960: 244) und das offenbar bis heute. Für die Entwicklungen von *nachdem* im begründenden Bereich gibt es keine eindeutigen Auskünfte. Es heißt diesbezüglich lediglich, dass dieser Gebrauch veraltet und „*nachdem* nur noch temporal zu verwenden [sei]“ (Duden 1984: §1243). Jedoch sei dazu gesagt, dass sich die aktuelle Auflage des Duden nicht mehr so konservativ verhält und *nachdem* sogar als Konnektor des kausal engeren Sinnes anführt (Duden 2005: §949). Es sieht also eher so aus, als sei der einst „veraltete“ Gebrauch wieder aktuell.

Wie *da*, hat auch *weil* nicht schon immer begründende Funktion gehabt, sondern ließ noch bis zum Ende des 17. Jahrhundert „temporale Bezugsetzung mitklingen“ (Arndt 1960: 243; siehe auch Boettcher 2009: §336). Erst dann erhielt *weil* einen „festen Platz im Bereich der kausalen Konjunktionen“ (Arndt 1959: 389) und diente dazu „ein abstrakt-begriffliches Kausalverhältnis im anschaulich-faßbaren Bilde eines zeitlichen Zueinanders einzufangen und mitzuteilen“. (Arndt 1959: 406) *Weil* genießt daher Vorreiterstellung auf seinem Gebiet und hat durch seine Eigenschaften der Bezugsetzung anderen Konjunktionen dieselben ermöglicht.

Noch für das Neuhochdeutsche ist für *da* und *nachdem* gezeigt worden, dass der kausale Geltungsbereich nicht immer klar vorliegt und nach wie vor temporale Bezugsetzung mitklingt. Auch *weil* ist, obwohl heute allgemein als Kausalmarkierung bzw. begründend begriffen, nicht frei von temporaler Färbung, da es aus der Begriffsfamilie um das Zeitnomen *Weile* stammt. (Vgl. Kluge 2011: 979) Dennoch ist diese Färbung hier am geringsten und somit gilt *weil* im gesamten deutschen Sprachgebiet als das beste und unmissverständliche

Exemplar jener Satzverknüpfers, die Begründungssätze einleiten. Zwar lässt sich *weil* in vielen Fällen durch *da* ersetzen, ohne dass eine unmittelbar wahrnehmbare Sinnveränderung stattfinden würde, dennoch sind *da* und *weil* nicht in allen Bereichen frei austauschbar.

#### 5.4. Semantische/kategoriale Äquivalenz von *weil* und *da*

Die Konnektoren *da* und *weil* sind die geläufigsten subordinierenden Kausalverknüpfers des Deutschen. Da sie in einem gewissen Kontext austauschbar und synonym verwendbar sind, könnte man von „kategorialer Äquivalenz“ (vgl. Schmidhauser 1995: 42) sprechen. Demgegenüber wird auf kontextspezifischer Ebene argumentiert, „dass ein kategorialer Wert nur relativ zum Kontext und zum jeweiligen Beispielinhalt [...] interpretiert wird bzw. werden kann [...].“ (Boettcher/Sitta 1972: 43). So gesehen sind *da* und *weil* nur in Isolation äquivalent.

Wie oben gezeigt wurde, nuancieren formale Abweichungen Bedeutungsformen *innerhalb* ihrer Kategorie. Je nachdem wie dem Sprecher die Vermittlung des Begründenden in Bezug zum Begründeten innerhalb seiner Aussage erscheint oder welche Strategie in der jeweiligen Situation verfolgt wird, kann er seine Aussage durch die Auswahl der passenderen Konjunktion einer Schärfung unterziehen. Diese auf formaler Ebene vorgenommene Präzision kann sich auf einer klar unterscheidbaren inhaltlichen Seite abspielen, sie kann aber auch den pragmatischen oder kommunikationsstrategischen Bereich beeinflussen. Allgemein ist man sich darüber einig geworden, dass die jeweilige Wahl des Konnektors aus einer bestimmten Kategorie bereits in Hinblick auf Kontext und Gesprächssituation getroffen wird. In diesem Zusammenhang argumentiert Polenz:

„Sobald ein Sprecher/Verfasser aus einer Anzahl satzsemantischer Äquivalente in eine bestimmte Variante gewählt hat, ist [...] die satzsemantische Äquivalenz zugunsten der kontextsemantischen Einmaligkeit aufgehoben.“ (Polenz 1985: 79)

Von der obigen Überlegung ausgehend sind Untersuchungen<sup>29</sup> angestellt worden, die die beiden kategorialen Äquivalente einander gegenübergestellt haben, um Unterschiede in ihren Gebrauchsbereichen festzustellen. Für die Asymmetrie von *da* und *weil* ist man sich vielerorts

---

<sup>29</sup> Vgl. u.a. Arndt; Engel; Zifonun; Duden; Schmidhauser.

einig darüber geworden, dass ein wesentliches distinktives Merkmal beider das Nicht-„Bekanntsein des Antecedens“ (Schmidhauser 1995: 153) ist. Ein anderes Merkmal, das hier allerdings weniger relevant ist, ist, dass *weil* in „negierbaren Satzgefüge[n] verwendet werden [kann]“ (Boettcher: 2009 §355). In welchen Situationen *da* gegenüber *weil* bevorzugt wird und umgekehrt formuliert Ulrich Engel radikal:

„*da* verweist ausdrücklich auf den ‘selbstverständlichen Grund’, einen Grund, den eigentlich jeder kennen und akzeptieren sollte [...]. Soll diese Selbstverständlichkeit ausgeschlossen werden, so darf *da* nicht verwendet werden.“ (Engel 1988: 268)

Meiner Einschätzung nach ist diese präskriptive Verordnung keineswegs ausreichend begründet und zurückzuweisen, zumal klar sein sollte, was ein „selbstverständlicher Grund“ sein sollte und wieso dieser „eigentlich jeder kennen und akzeptieren sollte“. Wenn es sich um einen selbstverständlichen Grund handelt, den jeder kennen sollte, worin besteht dann der Äußerungswert des *da*-Satzes?

Da es in dieser Arbeit nicht darum geht, Regeln aufzustellen oder Gebrauchsbereiche festzulegen, ziehe ich eine nicht unkritische doch offener Beschreibung zu diesem Thema hinzu. Sie stammt aus „Metzler-Lexikon Sprache“ und lautet wie folgt:

„[M]it *weil* verweist der Sprecher auf den Grund oder die Ursache des im Matrixsatz ausgedrückten Sachverhalts, wobei er nicht annimmt, daß sein Gesprächspartner diesen als Grund oder Ursache geltenden Sachverhalt kennt. Mit einer *da*-Verknüpfung geht der Sprecher davon aus (oder tut so, als ob), daß sein Gesprächspartner diesen Sachverhalt kennt, und drückt nur aus, daß er ihn als Grund oder Ursache dessen ansieht, was im Matrixsatz ausgedrückt wird: (a) *Es hat geregnet, da die Straße naß ist*; (b) *Es hat geregnet, \*weil die Straße naß ist*; (c) *Die Straße ist naß, weil es geregnet hat*; (d) *Da es geregnet hat, ist die Straße naß*. In (a) schließt der Sprecher aus der Tatsache, daß die Straße naß ist, daß es geregnet hat, in (c) informiert der Sprecher seinen Gesprächspartner über den Zustand der Straße und den Grund dazu. In (d) informiert der Sprecher über den Zustand der Straße und nennt den (aus seiner Sicht nicht in Frage zu stellenden) Grund. Mit einem *da*-Satz rechtfertigt der Sprecher seine Behauptung, daß die Straße naß ist, nicht die objektive Tatsache, daß die Straße naß ist. [...] Da *da* nicht in allen Registern des Dt. gebräuchlich ist,

übernimmt für manche Sprecher *weil* beide Funktionen.“ (Clément, in Metzler Lexikon Sprache 2005: 314)

Der semantische Unterschied basiert offenbar nicht auf verschiedenen Kausalitätsbereichen, die durch *weil* oder *da* abdeckt werden, vielmehr wird er hier pragmatisch durch das Hinzuziehen der Disposition und Blickrichtung des Sprechers erklärt. (Vgl. „Symptomperspektive“ hier 4.4.) Dies ist insofern problematisch, da sich daraus der logische Schluss ergibt, dass immer wenn *da* den Vorzug gegenüber *weil* bekommt, obiger Unterschied auch beabsichtigt kommuniziert wird oder zumindest mitgedacht ist. Möglicherweise ist das auch der Fall, allerdings bewegen wir uns durch derartige Interpretationen weg von der Semantik der Konjunktionen und betreten den Bereich der Pragmatik und Kommunikationsforschung.

Die Aussage aus Metzlers Lexikon beinhaltet indirekt, dass wir immer eine genaue Vorstellung von dem haben, was wir kommunizieren. Sie geht von objektiv beschreibbaren Tatsachen aus, zu denen man sich positioniert. Gerade für kausale Verhältnisse halte ich es für angebracht, zu behaupten, dass wir auch über Dinge kommunizieren können, von denen wir keine konkrete Vorstellung haben oder die nicht im objektiven Erkenntnisbereich liegen, weil sie zum Beispiel erst in der Zukunft stattfinden werden. Zudem kann es der Fall sein, dass wir unsere Vorstellung und Position gar nicht bekannt machen wollen.

Die unterschiedliche Verwendung beider Konjunktionen im Bereich der Kognition und Pragmatik wirft folgende Frage auf: Können wir durch eine wohl bedachte Wahl eines bestimmten Konnektors auch implizit ausdrücken, dass wir uns nicht sicher sind, ob es sich überhaupt um kausale Abhängigkeit handelt bzw. diese nur vermuten, aber nicht behaupten wollen?

Mit den Behauptungen aus dem oben zitierten Aufsatz über die unterschiedlichen Gebrauchspräferenzen und Charakteristiken von *da* und *weil* ist es so knapp nicht getan. Weiter heißt es dort im Text:

„Ein durch *weil* eingeleiteter K[ausalsatz] ist erfragbar (*warum?*), negierbar, modalisierbar, durch Partikel wie *deshalb*, *deswegen* ankündbar, während ein durch *da* eingeleiteter K[ausalsatz] nicht erfragbar, nicht negierbar, nicht modalisierbar und nicht durch *deshalb* oder dergleichen ankündbar ist.“ (Clément, in Metzler Lexikon Sprache 2005: 314)

Die angefügten Beispielsätze, die Zitiertes in genannter Reihenfolge belegen, lauten wie folgt:

*Warum ist P. nicht zur Party gekommen? Weil er erkältet war/\*da er erkältet war; (Nicht (nur) weil er erkältet war, sondern (vor allem) weil er unerwartet Besuch bekommen hatte; \*Nicht (nur) da er erkältet war, sondern (vor allem) da er unerwartet Besuch bekommen hatte; Vielleicht/vermutlich weil er erkältet war; \*Vielleicht/vermutlich da er erkältet war; Er ist deswegen nicht gekommen, weil er erkältet war; \*Er ist deswegen nicht gekommen, da er erkältet war. (ebd.)*

In „Grammatik der deutschen Sprache“ (Zifonun 1997) wird eine weitere Abgrenzung der Gebrauchsbereiche der beiden Kausalkonjunktion angesprochen. Es werden dort jene Umgebungen aufgelistet, die ausschließlich *weil* vorbehalten sind:

1. „Bei *weil* finden sich auch elliptische Verkürzungen“, wie in: „(...) und die großen Echsen, **weil ausgestorben**, konnten sich auch nicht wehren.“ (Spiegel, 14.12.1994, 184; zitiert nach Zifonun 1997: 2298)
2. „Wenn ein Kausalsatz einem anderen Nebensatz untergeordnet ist, [...] dann muss in der Regel *weil* gewählt werden“, wie in: „So soll er auch gesprochen haben, **als** kurz vor Stolp der Transport zum soundsovielten Male angehalten wurde, **weil** eine größere Jungendbande ihren Besuch anmeldete.“ (LGB, 353; zitiert nach Zifonun 1997: 2300)
3. „Die Gradpartikeln *besonders*, *gerade*, nur usw. sowie die Konnektivpartikeln vor allem, erstens usw.“ verlangen *weil* statt *da*, wie in: „ ‚Verflucht‘ [...], gerade weil ich diesem Geschlecht angehöre, ist die Sache schlimm für mich – und die sieben Kinder können ja noch kommen (...).“ (LBC, 112; zitiert nach Zifonun 1997: 2301)

Insgesamt zählt das Werk acht Bereiche, in denen ausschließlich *weil* stehen sollte. Die Liste wird komplettiert durch „*weil* in der Verwendung als nachgestelltes Attribut“, „*weil* in koordinierenden Kausalsätzen oder kausalen Adverbialien“ und „*weil* im Kontrastfokus“ (Zifonun 1997: 2298-2303). Diese Umgebungen brauchen für unseren Bereich nicht mit Beispielen ergänzt zu werden. Sie zeigen zwar verschiedene Verwendungsgebiete der Konjunktionen, was für die Beschreibung der Asymmetrie von *weil* und *da* notwendig ist, geben aber nicht weiter Aufschluss über das dahinterstehende Kausalitätskonzept oder die Begründungsabsicht. Denn was die Art der Verknüpfung betrifft, so sind alle Beispiele als Begründungen aufzufassen.

Für *da* werden nur zwei Umgebungen genannt, in denen *weil* nicht stehen kann, wobei dies für die erste Umgebung nur bedingt gilt. Es heißt:

1. „Bei *da*-Sätzen im linken Außenfeld kann anadeiktisches *so* hinzutreten: ‚Da der Zustand nie der der vollendeten Gerechtigkeit sein kann, so ist er nur der Zustand des Rechts (...)‘“. (WJA, 41; zitiert nach Zifonun 1997: 2302)

Diesem Beispiel fügt die Autorin hinzu, „eine solche rückweisende ‚Folgerungspartikel‘ auch KM-initial auftreten [kann], wenn ansonsten die Kausalbeziehung inexplizit bleibt“ (ebd). Damit ist gemeint, dass ein kausaler Zusammenhang ohnehin vorausgesetzt ist und dieser nicht erwähnt bzw. markiert werden muss. Für den zweiten Bereich gilt:

2. „*da* bei Verwendung der Abtönungspartikel *ja* im Kausalsatz“, wie in: „Wo sollten sie auch damals hin, **da ja** das sogenannte Generalgouvernement zusammen mit der Hauptstadt Warschau in Trümmern lag.“ (FAZ, 1.12.1965, 3; zitiert nach Zifonun 1997: 2303)

Die angeführten Unterscheidungen sind weder semantische noch pragmatische, sondern systemtypische, typologische und topographische. Weiter unten werden die Gebrauchsfelder in Hinblick auf ihre semantischen Abweichungen und pragmatischen Zielsetzungen interpretiert.

## 5.5. Die (Un-)Abhängigkeit des kausaladverbialen Nebensatzes

Was das letzte Beispiel betrifft „(Wo sollten sie auch damals hin, da ja das sogenannte Generalgouvernement zusammen mit der Hauptstadt Warschau in Trümmern lag.)“, so scheint der Fall zu sein, was bereits zuvor vermutet worden ist. Dem Satz klingt ein temporaler Unterton mit, der sich wieder aus dem vorhergehenden Temporaladverb *damals* ergibt. Das hat zur Folge, dass der Nachsatz anstatt eines Kausaladverbials wieder als temporaler Relativsatz zu deuten wäre, der die zeitliche Relevanz des rhetorischen Fragesatzes näher bestimmt. Somit kommt dem gesamten Konstrukt eine andere eigenständigere und zusätzlichere Bedeutung zu. Die Aussage des Nachsatzes und sein Bezug auf den Vordersatz wirkt in seinem Mitteilungswert nun unabhängiger, da der Kausalnexus zwischen Haupt- und Nebensatz nicht zuletzt wegen des „Bekanntsein des Antezedens“ kaum

den Inhalt der Kommunikation beeinflusst. Diese Unabhängigkeit des *da*-Satzes und der in ihm enthaltenen Information in Bezug auf den Informationsteil des Trägersatzes hat Auswirkungen auf die Pragmatik der Kommunikationssituation und den Beziehungsgrad der Beziehung zwischen den verknüpften Propositionen A und B.

Erich Drach bemerkt 1937, dass „[d]er Kern des *da*-Satzes niemals Sinnwort des Ganzsatzes [ist]. (Drach 1963: 37) Einerseits wird dadurch das Bedeutungsgewicht des durch *da* eingeleiteten Nebensatzes verringert, da es an notwendiger begründender Bedeutung im Sinne neuer Information verliert, andererseits ergibt sich dadurch auch Freiraum für unabhängiges Erzählen. Die Duden-Grammatik fasst den Bedeutungs- und Umgebungsunterschied zusammen:

„In Fällen, in denen *weil* nicht durch *da* ersetzbar ist, liegen Sachverhaltsbegründungen vor, die eine zusätzliche Perspektive auf die Äußerung nicht erlauben, weil der Aussagegehalt im *weil*-Satz nur zusammen mit dem Hauptsatz eine vollständige Aussage ergibt und deshalb alleine keine selbstständig behauptete Begründung bilden kann[.]“ (Duden 2005: §1785)

Offenbar gibt es verschiedene Arten von Begründungen, die durch *da* oder *weil* suggeriert werden. Erwin Arndt bemerkt in seinem Aufsatz „Begründendes *da* neben *weil* im Neuhochdeutschen“ bereits 50 Jahre zuvor, dass „*da* nicht so ausschließlich wie *weil* auf den Grund und Ursache gerichtet [ist]“ (Arndt 1982: 250) und fügt dem an spätere Stelle hinzu:

„Der Unterschied [zwischen *da* und *weil*] darf nicht in der mehr oder minder großen Selbstständigkeit der Gliedsätze gesucht werden, sondern zeigt sich eher am Trägersatz (=Hauptsatz). Bei dem Anschluß durch *weil* ist der Ganzsatz fester gefügt, die Teile – nämlich Träger- und Gliedsatz – sind enger aufeinander bezogen. Der Trägersatz (das ist der Satz, von dem der Gliedsatz abhängig ist, getragen wird) ist in seiner Strukturierung von vorneherein stärker auf den Gliedsatz abgestimmt. Seine Aussage verlangt geradezu die Begründung.“ (Arndt 1982: 251)

Insgesamt scheint sich die Literatur darin einig zu sein, dass *weil* in höherem Maße und eindringlicher begründend wirkt als *da*. Jakob Grimm formulierte bereits 1860 (Deutsches Wörterbuch, Bd. II, 1860: 653), dass „*da* nur die Lage der Dinge bezeichnend minder nachdrücklich als *weil* wirkt“. Das hat offenbar damit zu tun, dass „*weil* im modernen

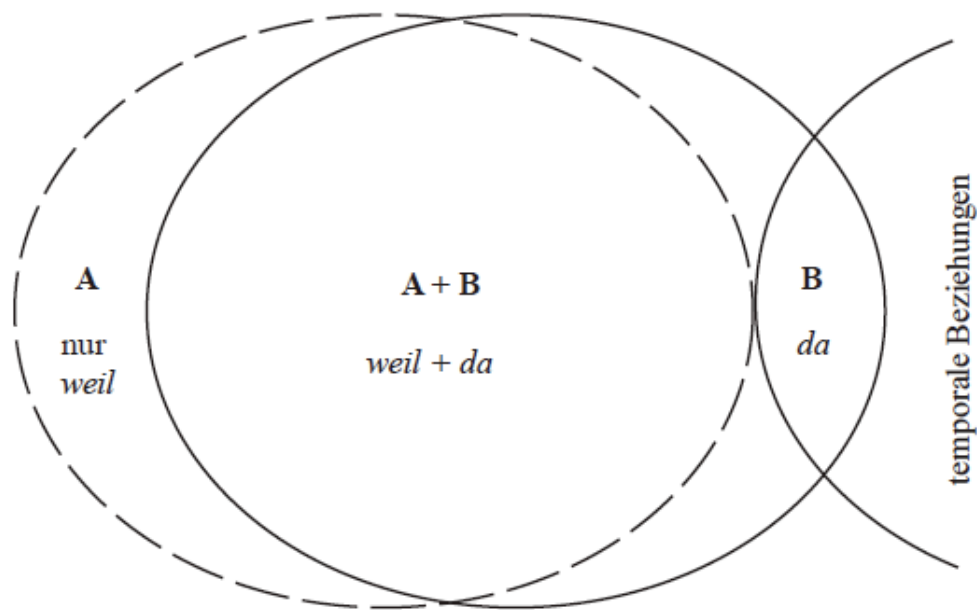
Deutsch nur Richtweiser für eine Beziehung sein kann, während *da* ein zeitliches Verhältnis mitzubezeichnen mag“. (Arndt 1982: 251) *Da* ist in seiner Bedeutung weniger im kausalen Bereich gefestigt als *weil*, dem temporale Färbung ferner liegt. Nun bedeutet dies nicht, dass bei der Verwendung von *da* stets eine temporale Abhängigkeit geäußert werden soll. Es bedeutet in erster Linie nur, dass die Begründung als solche weniger zentral für die Gesamtaussage ist. Drach beschreibt dieses Verhältnis so:

„Steht im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit der Grund des Geschehens, will er in erster Linie das Geschehen begründen, erklären, entschuldigen, so verwendet er *weil*. Der *weil*-Satz wird stark herausgehoben. Er enthält meist das Sinnwort des Satzganzen: die Begründung soll alle Aufmerksamkeit auf sich lenken. Wenn unter umgekehrt das Geschehnis selber es ist, das den Sprecher vorwiegend beschäftigt, die Begründung nur als beiläufiges Satzglied erweiternd [...] hinzugegeben wird, stellt sich *da* ein.“ (Drach 1963: 37)

Nun gibt diese pragmatische Erklärung nicht übermäßig Aufschluss über das zugrunde liegende ursächliche Verhältnis zwischen Begründetem und Begründendem. Dennoch bleibt festzuhalten, dass es zwischen den beiden gängigsten Kausalkonjunktionen, die die deutsche Sprache ausgeprägt hat, große Unterschiede gibt. Letztlich nimmt uns das Sprachgefühl die Entscheidung ab, ob wir uns für das eine oder andere Wort entscheiden. Dieses Sprachgefühl ist möglicherweise in der Lage, feine Bedeutungsnuancen entsprechend kodieren zu können, so dass die erwartete Wirkung mit höherer Wahrscheinlichkeit eintritt. Ähnlich wie bei Verben oder Adjektiven entwerfen unsere Gebrauchspräferenzen von Konnektoren einen Apparat, der durch ein höheres Maß an Feinmechanik ein Produkt von größerer Genauigkeit entwickelt.

Es ist durchaus plausibel zu behaupten, dass *da* und *weil* Bereiche abdecken, die uns zunächst als identisch erscheinen, bei genauer Betrachtung ähnlich werden und sich nach gründlicher Untersuchung doch voneinander unterscheiden und sowohl Sprecherdispositionen als auch die Betonung des temporalen Aspekts die Konnektorwahl determinieren. Es ist klar geworden, dass Kausaladverbiale je nach Einleitungswort unterschiedliche Funktionen haben, was die Präzision und die Relevanz der Bedeutungsrelation betrifft. Arndt verdeutlicht das „Neben- und Miteinander von *da* und *weil*“ in einem gezeichneten Modell, das graphisch so aussieht:





(Arndt 1960: 258)

Das Modell zeigt die verschiedenen Geltungsbereiche von *da* und *weil* auf. Dabei wird ein Geltungsbereich skizziert, in dem nur *weil* allein vorherrschend ist, einen Bereich, wo beide Konjunktionen vollkommen synonym verwendet werden können, und einen Bereich, den ausschließlich *da* beherrscht. Die unterschiedlichen pragmatischen Aspekte der umgrenzten Felder fasst Arndt in einer Aufzählung zusammen:

„Nur *weil* steht [...]:

als Antwort auf eine direkte Frage nach dem Grund oder der Ursache,  
 wenn ein Vorschlagswort auf eine ursächliche Verknüpfung hinweist,  
 bei sehr enger Verknüpfung von Träger und Gliedsatz, wo der Trägersatz nicht ohne  
 den begründenden Gliedsatz auskommen kann,  
 wenn der ursächliche Bezug besonders betont wird (*eben weil*).

Nur *da* steht [...]:

wenn Berührungen oder Überschneidungen mit temporalen Beziehungen stattfinden  
 oder wenn in der ursächlichen Auffassung zeitliche Vorstellungen mitschwingen.

*da* [wird] lieber als *weil* gesetzt:

wenn noch andere Umstände mitschwingen, so daß sich das Interesse nicht ausschließlich auf den ursächlichen Bezug konzentriert, wenn die Begründung für das Verständnis des Trägersatzes von minder großer Wichtigkeit ist. In solchen Fügungen hat *da* etwa den Sinn von *weil doch*, *weil ja*, *weil nämlich*.

Geht der begründende Gliedsatz voraus und soll er eine echte Brücke zwischen der vorangegangenen Rede und dem nachfolgenden Trägersatz herstellen, so wird man ebenfalls lieber *da* wählen, wie auch dort, wo man aus einer schon bekannten Tatsache eine neue Folgerung ableitet. So erscheint *da* sehr oft im Schlußschema der formalen Logik.“ (Arndt 1982: 258f.)<sup>30</sup>

Die Gegenüberstellung von *da* und *weil* hat gezeigt, dass die beiden populärsten Kausalkonjunktionen nur bedingt kategorial äquivalent sind und synonymen Charakter haben. Arndt ist der Meinung, dass „*weil* ursprünglich auch den vollen Bereich des kausalen *da* innehatte“, (Arndt 1982: 259) sich aber beide in ihren Entwicklungen eigendynamisch voneinander zu unterscheiden suchten und in die verschiedenen Felder vorstießen. So decken beide nicht unbedingt völlig andere Bereiche kausaler Verkettung ab, zeigen aber, dass Sprache dem Mensch zunehmend die Möglichkeit bietet, seine Aussagen in Hinblick auf das individuelle Verstehen und Glauben zu präzisieren. Durch die Koexistenz mehrerer Kausalkonjunktionen, die trotz kategorialer Äquivalenz für sich eigene Funktionen im Bereich der Pragmatik abdecken, gewinnt die kausale Klasse an Bewegungsspielraum, wenn es um die Kodierung von Abstraktionsvorgängen geht.

---

<sup>30</sup> Bei der Beurteilung Arndts ist zu berücksichtigen, dass die Ergebnisse aus seiner Dissertation von 1956 entnommen sind und somit nicht unbedingt aktuelle Gültigkeit haben.

## 6. Gedankengerüste, Satzpläne und Sprachbauten - Zur Syntax hypotaktischer Begründungssätze

### 6.1. Syntaktische Hierarchie und kommunikationsrelevante Implikationen

Bisher wurde nur knapp auf die syntaktischen Formationen der adverbialen Begründungssätze eingegangen. Da sich diese Arbeit vornehmlich mit den drei prominentesten Kausalsatzeinleitern *da*, *weil* und *denn* beschäftigt, ist auch die vorgeschriebene syntaktische Variabilität in wenigen Worten erklärt. Auf den ersten Blick ist die unterschiedliche Positionierung des finiten Verbs in *denn*- und *da/weil*-Sätzen deren einziger „Klassenunterschied“. Diese Variable ist allerdings keine unwesentliche, denn sie impliziert pragmasemantische und kommunikationsstrategische Nuancierung.

Bisher war im Bereich der Kausalkonnektoren das Augenmerk fast ausschließlich auf die beiden zentralen Konjunktionen *weil* und *da* gerichtet. Sie sind vor allem deshalb dankbare Untersuchungsgegenstände, da sie im genormten Deutsch denselben syntaktischen Spielregeln folgen. Durch dieses einheitliche Merkmal lassen sich Gebrauchspräferenzen und semantische Feinheiten durch Paradigmenbildung vorzüglich erschließen. Es ist gezeigt worden, dass *da* und *weil* trotz ihrer Gemeinsamkeiten unterschiedlich in ihrer Verwendung sind und innerhalb der Klasse der Kausalkonjunktionen mit Verbletzstellung ein Abgrenzen verschiedener Bedeutungsbereiche möglich ist. Die deutsche Sprache hat also bei gleicherbleibender Syntax und kategorialer Äquivalenz auf lexikalischer Ebene Strategien entwickelt, Begründungssätze unterschiedlich zu positionieren.

Neben *da* und *weil* ist die Konjunktion *denn* ein weiterer wichtiger Vertreter der kausalen Klasse. Sie wird sowohl von der online-Grammatik des *Instituts für deutsche Sprache* „grammis“ als auch von Joachim Buscha (Buscha 1998) der kausalen Klasse zugeordnet und als „Einzelgänger“ in seiner syntaktischen Subklasse beschrieben. *Denn* ist in Kernsätze integriert und hat die Funktion zwei Hauptsätze miteinander zu verbinden. Die folgenden Beispielsätze illustrieren die determinierende Verbstellung für Haupt- und Nebensätze anhand von *denn* und *weil/da*,

„Lieber zu viel als zu wenig, *denn* zu wenig bedeutet fad.“ (Duden §1784)

„Lieber zu viel als zu wenig, *weil* zu wenig fad bedeutet.“

Semantisch derselben Kategorie wie *da* und *weil* angehörig, verfügt *denn* exklusiv über ganz eigene syntaktische und implizierte prosodische Eigenschaften, die wiederum zu einer semantischen Nuancierung innerhalb der Kategorie beitragen. Indem *denn* „weder Einfluss auf die Besetzung der Funktionsplätze (Satzgliedarten) des Satzes, vor dem es steht, noch auf die relative Anordnung der einzelnen Satzglieder [hat]“, (Schmidhauser 1995: 158) ergibt sich keine klare Hierarchie zwischen begründetem und begründendem Satzteil. Die damit verbundene besondere Fähigkeit ist, dass der Inhalt des *denn*-Satzes unabhängiger und damit kommunikationsrelevanter zum Ausdruck gebracht werden kann. Diese Eigenschaft ermöglicht es nun, die Wirkungsrichtung der eingeleitetet Konstruktion noch eindeutiger zu justieren und kausale Abhängigkeit im gegebenen Fall zu konkretisieren.

Die syntaktische Eigenschaft von *denn*, begründende *Hauptsätze* einzuleiten ermöglicht es, die Nähe und Abhängigkeit zwischen Begründetem A und Begründendem B zu verringern. Dach formuliert dazu: „Wenn der Sprecher beide Tatsachen wie zwei Blöcke nebeneinander setzen und ihre logische Beziehung dartun will, verwendet er *denn*.“ (Drach 1963: §77) Allgemein den Status des Hauptsatzes betreffend meint Eisenberg, dass „der Hauptsatz nicht schon wie der Nebensatz durch seine Form [signalisiert], dass er Teil eines anderen Satzes ist“. (Eisenberg 1994: 20) Die zwangsläufige Abhängigkeit des Nebensatzes von dem regierenden Hauptsatz weist hingegen eine „größere Einbettungstiefe“ (ebd.) auf. Der Hauptsatz ist im Gegensatz zum Nebensatz also unabhängiger und variabler, dafür minder ergänzend beschreibend

Dadurch erfährt der *denn*-Begründungssatz einen Aufstieg, was seine Relevanz und Prominenz in der Parole betrifft. Seine Unabhängigkeit ermöglicht auf Satzebene, Begründungen noch stärker im Vordergrund zu positionieren, indem sie nicht mehr nur der „kleine Bruder“ des Hauptsatzes sind. Das Begründende B kann so zum wichtigsten Teil der Rede avancieren. Das heißt nicht, dass *da*- und *weil*-Sätze nur Begründungen der nebensächlichen Art kommunizierten, aber *denn* vermag es, die Begründung mit noch größerer Eindringlichkeit zu verpacken. Syntaktische Unabhängigkeit durch Hauptsatzstatus allein reicht allerdings nicht aus, um Begründungen ein derart großes und stabiles Fundament zu bieten. Es ist auch der sich so einstellende prosodische Effekt, der jene Auswirkungen auf die Eindringlichkeit und kommunikationsstrategische Wirkungsrichtung der Aussage hat.

## 6.2. Prosodie und Informationsstatus durch *denn*

In der deutschen Sprache wird bei Aussagesätzen der Intonationsbogen zum Ende hin gesenkt. Das bedeutet, dass bei Spannsätzen das Verb wegen Letztstellung kaum noch aufmerksam betont werden kann. Zwar wird es nicht verschluckt, aber es kann unmöglich den Hauptakzent des Satzes tragen. Da nun das Verb einen bedeutenden inhaltlichen Beitrag zum Satz leistet, (vgl. Drach 1963: §145; s.u.) droht es bei Verbletzstellung an artikulatorischer und kommunikativer Dynamik einzubüßen. Sollte also in einem Begründungssatz das finite Verb wegen seiner semantischen Prominenz den inhaltlichen Hauptteil tragen, ist Verbletzstellung topologisch unpraktisch.

Die Verbstellung und die prosodischen Implikationen des *denn*-Satzes ermöglichen es nun, dem Begründungssatz zusätzlich Status zu verleihen, was die Gesamtkraft des ganzen Satzes in einem anderen Licht erscheinen lässt. Deshalb lässt sich sagen, dass *denn* am deutlichsten von allen Konjunktionen den begründenden Aspekt der Rede betonen kann. Im Vergleich zu *weil* beschreibt Schmidhauser den Status von *denn* wie folgt:

„[D]enn erscheint tendenziell eher als eine durch den als hinreichend erachteten Realgrund gestützte Erläuterung, während *weil* den Beiton eines Rechtfertigungszwanges mit sich führt [...].“ (Schmidhauser 1995: 141)

Möglicherweise ist aufgrund des eher neutralen und im Erkenntnisbereich liegenden Gebrauchs von *denn* sein Vorkommen im gesprochenen Deutsch eher selten; geht es doch bei Kommunikation oft um mehr als die Verbreitung von Wissen. Wenn eine Äußerung allerdings genau auf die Vermittlung von „Realgründen“ abzielt, so scheint *denn* bevorzugt zu werden. Anders formuliert, wenn eine Aussage nicht ausreichend verständlich ist und daher nach zusätzlicher, begründender Information verlangt, so steht *denn*.

(Eine ausführlichere Darstellung der Wirkungsrichtungen von *denn* findet sich u.a. bei Schmidhauser [1995: 140ff.] und Pasch 1993)

## 6.3. Syntaktische Variation als bedeutungsdeterminierendes Hilfsmittel

Das syntaktische Regelsystem einer Sprache bestimmt nicht nur die Reihenfolge der Satzglieder, sondern ist selbst bedeutungsgebendes Mittel. So wie sich das Vokabular von Sprache zu Sprache unterscheidet, variiert auch deren Syntax. Selbst innerhalb der Gruppe der

flektierenden Sprachen gibt es auf verschiedenen Ebenen eine Vielzahl an sprachenspezifischen syntaktischen Eigenheiten, die insbesondere Fremdsprachenlerner/innen vor größere Probleme stellen kann.

Auch wenn für das Deutsche wie für kaum ein anderes Sprachsystem gelten mag, dass Satzglieder in Aussagesätzen großzügig um das Verb an funktional zweiter Stelle rotieren können, gibt es einige Vorgaben für die deutsche Syntax. Als relevantes Beispiel kann die Reihenfolge freier Angaben genannt werden, die da sein sollte: temporale stehen vor kausalen, diese vor modalen und diese wiederum vor lokalen Angaben im Satz. Auch wenn dies nicht konsequent eingehalten wird, hat sich herausgestellt, dass diese Reihenfolge die praktischste und logischste ist und es dem Rezipienten erleichtert, die verschiedenen Informationsteile zu ordnen. Außerdem kann durch dieses erkennbare Muster darauf geschlossen werden, dass der Verstand ebenfalls in dieser Reihenfolge sortiert (zumindest im deutschsprachigen Kulturraum).

In diesem Bereich ist Syntax als ein Ordnungssystem zu verstehen, das Äußerungen in ihrem Informationsgehalt überprüft und die verschiedenen Teile so zueinander in Verbindung bringt, dass sie der geistigen Schrittfolge der Sprecher sowie Rezipienten entsprechen. Die Syntax eines Sprachsystems gibt also Aufschluss über die Beschaffenheit und Struktur des Geistes der Sprecher. Humboldt sah in diesem Zusammenspiel eine derart logische Konsequenz, dass er den Satz schuf:

„Die Geistes Eigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, daß, wenn das eine gegeben wäre, das andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können.“ (Humboldt 1973: 32)

Dass Humboldt unter Sprachgestaltung etwas mehr verstand als bloß syntaktische Variabilität, ist einleuchtend. Dennoch ist die Anordnung der Satzglieder Vokabular, Morphologie und Intonation ein großer Teil dessen, was unter Sprachgestaltung zu verstehen sei. Drach formuliert für die hiesigen Zwecke etwas umfangreicher:

„Das wechselvolle Widerspiel zwischen den gegebenen sprachlichen Bedingungen – formfeste Satzpläne, Denkgewohnheit der Umklammerung – , und den persönlich- augenblicklichen Triebkräften – Ausklammerung des Sinnwortes, wählbare Abfolge der Glieder, Denkrichtung durch Betonung, Zusammenfassung durch Stimmführung –

gewährt eine ungemein reiche Möglichkeit, das Satzganze zum zutreffenden Ausdruck des gedachten Sinnanzes zu gestalten.“ (Drach 1963: §140)

In diesem Zusammenhang ist die Anordnung der Satzglieder in vielerlei Hinsicht relevant für die Satzsemantik. Das betrifft nun in erster Linie die Anordnung der Satzglieder auf Phrasenebene, aber es ist durchaus nicht unerheblich, ob beispielsweise ein Nebensatz dem Hauptsatz vorangestellt ist oder ihm folgt. Die Reihenfolge der Bedeutungselemente einer Rede, also eines aus mehreren Sätzen bestehenden Textes, hat rhetorische Funktion und kann dessen Wirkung zusätzlich beeinflussen. Die syntaktische Variation verändert bis auf wenige Ausnahmen (s.u.) nicht die Bedeutungen der einzelnen Satzelemente, bestimmt jedoch Mitteilungswert und -funktion dieser und rückt das Satzganze in das passende Licht.

Was die in dieser Arbeit behandelten kausalen Satzgefüge betrifft, so scheint es auf den ersten Blick danach auszusehen, als gäbe es über syntaktische Variation nicht viel zu berichten, haben wir es doch lediglich mit Verbletz- (Nebensatz) nach *weil* oder *da* und Verbzweitstellung (Hauptsatz) nach *denn* zu tun. Wie elementar diese einfache Unterscheidung jedoch sein kann, beschreibt Helmut Glück wie folgt und gibt dazu ein passendes Beispiel:

„Die Verbendstellung definiert den Satz als abhängigen Satz und klärt gleichzeitig die grammatische Funktion des Einleitungsmorphems, z.B.:

(x) [...] *da* sie schreibt / [...] *da* sie geschrieben hat.

(y) [...] *da* schreibt sie / [...] *da* hat sie geschrieben.“ (Glück 1997: 40)

In diesem Beispiel greift der syntaktische Aspekt klar auf die semantische Ebene über. Eine Sinnunterscheidung zwischen (x) *kausal* (*da*: Konjunktion) und (y) *temporal* (*da*: Konjunktion) / *lokal* (*da*: Adverb) kann nur anhand der syntaktischen Formation getroffen werden. Durch sie ist es möglich, den Sätzen (x) und (y) ihre Bedeutungen zuzuschreiben. Das gewählte Vokabular ist identisch und trägt nichts zur Bedeutungsunterscheidung bei. Allein die verschiedenen syntaktischen Eigenschaften derselben Form haben es trotz lautlicher und orthographischer Gemeinsamkeit ermöglicht, zwischen den verschiedenen Bedeutungen ihrer Verknüpfungen unterscheiden zu können.

#### 6.4. Die syntaktischen Entwicklungen im Bereich der adverbialen Nebensätze

Das obige Beispiel von Helmut Glück veranschaulicht, welchen Stellenwert die Syntax für das Verstehen einer Aussage hat. Wenn die Satzbauregeln des Deutschen völlig willkürlich wären, so ließe sich die obige semantische Unterscheidung der Attributsätze wohl kaum mit dieser Eindeutigkeit treffen. Allerdings ist die Syntax des Deutschen nicht schon immer in der heutigen Form bestehend gewesen und ihr Einfluss auf die Bedeutungsebene ist nicht immer derart drastisch gewesen. Tendenzen einer Vereinheitlichung im Bereich der Syntax setzten spätestens mit den enormen sprachlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen der Frühen Neuzeit ein.

Bereits für das Indogermanische habe die Möglichkeit bestanden, das Verb ans Ende des Nebensatzes zu stellen, behauptet Gaumann (1983: 10). „Es sei bis zur Wende ins zweite Jahrtausend n. Chr. „durchaus nicht mit regelmäßiger oder weit überwiegender Endstellung des Verbs zu rechnen [...].“ In der deutschen Sprachgeschichte lässt sich also lange ein „gleichberechtigtes Nebeneinander von Nebensätzen mit Endstellung und Nicht-Endstellung des Verbs zu beobachten“. (Maurer, zitiert nach Gaumann 1983: 8) Dass es zur endgültigen Durchsetzung der Verbendstellung im Nebensatz kommt, sei dem Einfluss und der Normierungsabsicht der Schulgrammatik zu verdanken. (Vgl. Fleischmann, bei Gaumann 1983: 10) Es handelt sich bei der Endstellung des Verbs folglich nicht um eine eigendynamische Entwicklung.

Leider lässt sich kaum rekonstruieren, ob es sich beim gleichberechtigten Nebeneinander der Nebensatzstrukturen um willkürlichen Satzbau handelt oder ob syntaktisches Arrangement im Einzelfall bereits in älteren Sprachformen Einfluss auf die Satzbedeutung hatte, wie ich es für das heutige Deutsch im Folgenden behaupten werde. Roemheld ist der Ansicht:

„[J]e weiter wir die Sprache rückwärts verfolgen, um so weniger sich das Bestreben geltend macht, die zwischen den einzelnen Satzinhalten bestehenden logischen Beziehungen durch Über- und Unterordnung der Sätze zum Ausdruck zu bringen.“  
(Roemheld 1911: 1)

Sollte Roemheld mit seiner Behauptung falsch liegen und früheres Über- und Unterordnen mit stiller Konvention doch ein Indikator semantischer Nuancierung (s.u.) gewesen sein, geriete die spätere syntaktische Normierung zu Verbletzstellung in Erklärungsnot. Warum



sollte der Satzbau vereinheitlicht werden, wenn er doch in seiner freien Form ein Mehr zur Kommunikation beitragen kann?

Offenbar stiftete die freie Form auch Verständigungsprobleme bzw. erschwerte überregionalen Sprachverkehr, so dass eine Normierung der Informationsstruktur im Nebensatz zu einer Verbesserung sprachlicher Interaktion beitragen konnte. Diese Normierung lässt allerdings lange auf sich warten, denn „[e]rst ab dem 17. Jahrhundert kann die Endstellung des finiten Verbs als (schriftsprachliche) Regel für die Bildung des eingeleiteten Nebensatzes gelten“. (Gaumann 1983: 11)

### **6.5. Bedeutungsanstieg mit Betonungabstieg – die syntaktische Praktikabilität des Nebensatzes**

Vergleichen wir zwei Beobachtungen von Erich Drach, die er in seinen „Grundgedanken der deutschen Satzlehre“ formulierte, um die Präsenz der Syntax im Nebensatz besser verstehen zu können:

„Als erstes Hauptmerkmal des deutschen Satzbaus fiel die besondere Bedeutung auf, die im Satzplan dem Verb zukommt. Von dieser Achse aus ordnet sich alles Übrige.“ (Drach 1963: §145)

„Als zweites Hauptmerkmal des deutschen Satzbaus fiel auf das Gründlichkeitsbedürfnis. Die Betonung stellt eindeutig das Sinnwort in den Sammelpunkt der Aufmerksamkeit. Das Satzganze wird in ihm zentriert, das Wichtigkeitsverhältnis der Satzglieder sinngemäß abgestuft.“ (Drach 1963: §147)

In §145 ordnet Drach eindeutig dem Verb den Sinnmittelpunkt der Aussage zu. Es ist sozusagen Schaltzentrale und koordiniert die Gesamtbedeutung. In §147 spricht Drach davon, dass die Betonung das „Sinnwort“ in den Mittelpunkt stellt und dass sich das „Wichtigkeitsverhältnis“ einer Äußerung über die Betonung ableiten lasse.

Nun ergibt sich daraus für den Nebensatz die Problematik, dass das Verb wegen Letztstellung schwieriger akzentuiert werden kann und sich vom Satzende aus Koordinierungsschwierigkeiten ergeben könnten. Das Verb verzeichnet im Nebensatz also klaren Bedeutungsverlust, der sich auf die Teilbedeutung des Nebensatzes und somit auch auf die Gesamtaussage auswirkt. Sollte dem Nebensatz doch einmal größere Bedeutung

zukommen, stellt die Konstruktion den Sprecher vor ein Dilemma: Das Verb kann nicht zentriert werden und nach Spannsatzregeln nur mit abfallender Stimmführung artikuliert werden. Aus dieser Problematik heraus ergibt sich die Frage, wieso der Verbletzstellung überhaupt derartige Prominenz zukommt.

In Kapitel 6.2. wurde bereits erwähnt, dass die Endstellung des Verbs für das Betonen bzw. Hervorheben des Nebensatzes nicht von Vorteil ist. Solange das zuletztstehende Verb Sinn und Akzent trägt, kann durch die vorgegebene Stimmführung des Spannsatzes dieses prosodisch nur unpraktisch im Vordergrund positioniert werden. Wenn es denn zu einer Normierung kommen musste, hätte ebenso gut Verbzweitstellung dazu dienlich sein können. Es ist allerdings kaum davon auszugehen, dass bei der Entscheidungsfindung im 17. Jahrhundert darüber debattiert wurde, wo nun das Verb zu stehen habe. Eine Einigung aufgrund quantitativer Überlegenheit und lateinischem Vorbild lag mehr oder weniger bereits vor, sie war bloß noch nicht normiert. (Vgl. Fleischmann, nach Gaumann 1983: 10)

Die Verbletzstellung im Nebensatz hat sich anderenorts nicht durchgesetzt und ist fast nur im deutschen Sprachsystem zu finden, wo sie sich zu zunehmender Vernachlässigung bekennen muss. In keiner lebendigen größeren verwandten Sprache steht das Verb im Nebensatz an letzter Stelle. Weder im Englischen, im Französischen noch im Spanischen positioniert sich das Verb nicht mit Rücksichtnahme auf die Konjunktion oder gar nach der Relevanz des Inhalts des Nebensatzes, in dem es vorkommt. Dennoch scheinen diese Sprachen sich von ihrer Syntax nicht im Stich gelassen zu fühlen. Zumindest findet sich bislang kaum eine derart auffällige Variation der Syntax von Nebensätzen, wie sie im Deutschen auffällt.

## **6.6. Syntaktische Veränderungen und pragma-semantische Implikationen im *weil*-Satz**

Bis in die jüngere Vergangenheit schrieben Grammatiken Verbletztsatzstellung für eingeleitete Nebensätze vor. Wie Helmut Glück hervorhebt, wird zur Demonstrierung der Verbletzstellung in der 4. Auflage der Duden Grammatik (1984: §1235; 1237) als auch bei Johannes Erben (1972: §580) „ironischerweise ein *weil*-Satz als Beispiel für generelle Endstellungsregel gegeben“. (Glück 1997: 41) Ironisch ist das deswegen, weil gerade bei mit *weil* eingeleiteten Sätzen die Endstellungsregel oft vernachlässigt wird und statt Nebensätzen Hauptsätze gebildet werden.

Boettcher/Sitta schreiben 1972, dass „in bestimmten Gruppensprachen, z.B. in süddeutschen Dialekten, auch [Verbzweitstellung] möglich [ist]“. (Boettcher/Sitta 1972: 141) Dass die

Verbzweitstellung allerdings im gesamten deutschen Sprachgebiet vorkommt, beweist spätestens Wegener (vgl. Wegener 1993: 289). Seit dem wird auch in der Linguistik mit zunehmendem Interesse auf dieses Phänomen reagiert.

Publikationen wie Ulrike Baumanns Dissertation „Weil die machen jetzt bald zu“ (1983), Rudi Kellers Aufsatz „Das epistemische *weil* – Bedeutungswandel einer Konjunktion“ (1993) oder „...weil – man kann es ja wissenschaftlich untersuchen“ (1993) von Susanne Günthner, die sich mit der Vernachlässigten Inversion nach *weil* beschäftigen, belegen, dass *weil* und Hauptsatz keine Einzelercheinungen im gegenwärtigen Sprachgebrauch sind. Auch Peter Eisenberg registrierte und thematisierte dieses Phänomen, das als exemplarisches Beispiel für die Diskrepanz zwischen einer präskriptiver Grammatik und tatsächlichem abweichendem Sprachgebrauch dient.

„Jemand werde gefragt „Warum kommst du so spät?“ und er antwortet „Ich komme erst jetzt, weil ich hab noch gearbeitet“. Ausdrücke dieser Form kommen im gesprochenen Deutsch ziemlich häufig, aber sie gelten als falsch (Kann 1972; Gaumann 1983; Keller 1993). Dem Sprachnormer fällt dazu genau eines ein, nämlich „Richtig muß es heißen...**weil ich noch gearbeitet habe.**“ (Eisenberg 1994: 19)

Eisenberg sieht die Ursache für diese Abweichung in der irrtümlichen Verwendung der Konjunktion *weil*, die eigentlich ein *denn* hätte sein sollen, aber wegen annähernder Bedeutungsgleichheit unglücklich vertauscht worden seien. Verbzweitstellung nach *weil* ist für ihn eine „‘Verwechslung’ von Haupt- und Nebensatz“ (Eisenberg 1994: 20). Das Missachten der Inversion passiert Eisenbergs Ansicht nach zufällig und unbeabsichtigt, ausgelöst durch einen Streich, den das Gehirn den Sprechorganen spielt. Es ist für ihn eine nicht-akzeptable Konstruktion, die sich auf mündliche Sprachverwendung beschränkt und für die allein ein Artikulationsfehler Schuld trägt.

Eisenbergs „Verwechslungs“-Erklärung scheint für einige Wissenschaftler nicht ausreichend zu sein. Durchforstet man Grammatiken (≠ linguistische Arbeiten) der letzten Jahrzehnte in Hinblick auf dieses Phänomen, so fällt auf, dass sie bei Boettcher/Sitta (1972: 141), Ulrich Engel (1. Auflage, 1988: 730) und Peter Eisenberg (1. Auflage, 1986: 19) kurz „mit tadelndem Unterton“ (Wegener 1999: 3) thematisiert werden und erst in der jüngeren Vergangenheit mit zunehmender Offenheit auf *weil* und Hauptsatzkonstruktionen reagiert wird.

Die Bemerkung der siebten Auflage der Duden-Grammatik zu *weil*-Hauptsätzen lautet zwar noch radikal und konservativ:

„In der geschriebenen Sprache ist die Verwendung von *weil* als äußerungsbegründende Konjunktion (d.h. mit Verbzweitstellung) nicht akzeptabel.“ (Duden 2005: §1784)

Dabei wird abschließend doch noch eingeräumt, dass *weil*-Hauptsätze in der gesprochenen Sprache durchaus vorkommen und dass sie sogar inhaltliche Abweichungen signalisieren können (vgl. Duden 2005: 2021f.).

Auch wenn bislang nur von mündlichem Sprachgebrauch die Rede war, führt Ulrike Gaumann in ihrer Dissertation eine durchaus umfangreiche Liste mit schriftlichen Belegen an (Gaumann 1983: 234ff.), die u.a. von Helmut Glück ergänzt wird (Glück 1997: 40).

- 1) „*Ich hab dich unterbrochen, weil das ist ein Mißverständnis, seh ich.*“ (Brecht, zitiert nach Gaumann 1983: 240)
- 2) „*Ich trinke Jägermeister, weil auf dem Etikett hat er die Fauna und innen drin die Flora.*“ (Der Spiegel, zitiert nach Gaumann 1983: 234)

Die beiden veröffentlichten Beispiele beweisen, dass trotz der früheren harschen Verurteilung solcher Konstruktionen, sie nun doch im Umlauf sind. Auch wenn 1) und 2) nicht dem Register mit Anspruch auf Grammatikalität entspringen, demonstrieren sie Authentizität durch Nähe zum tatsächlichen Sprachgebrauch.

Obwohl die Endstellungsregel in fast allen Grammatiken zu finden ist, scheint sie eine jener Normierungen zu sein, die sich sowohl mündlich als auch schriftlich keines einheitlichen Gebrauchs erfreuen können. Es hat fast den Anschein, als sei der präskriptive Ruf nach Verbletzstellung ein unausgereiftes Vorhaben gewesen. Gerade für die Formulierung von Abstraktionsprozessen, wie es die kausale Klasse verlangt, zeichnet der tatsächliche Sprachgebrauch ein anderes Bild als das grammatische Reglement.

Dieser syntaktische Wandel im Bereich der Begründungssätze bietet Angriffsfläche, ihre Abbildungsbereiche neu einzugrenzen bzw. zu klassifizieren. Möglicherweise verbirgt sich hinter diesem Phänomen mehr als ein „Grammatikfehler“ und es steckt hinter dieser syntaktischen Abweichung eine natürliche und erklärbare Eigendynamik, die als Mittel semantischer Präzision im Bereich der Kausalgefüge gedeutet werden kann.

## 6.7. Interpunktion, Pause, Anschluss bei *weil*-Hauptsätzen

Bei der Begutachtung weiterer Beispiele aus dem schriftlichen Bereich ist die Verwendung der Interpunktion von besonderer Auffälligkeit. Neben der herkömmlichen Trennung von Haupt- und Nebensatz durch Beistrichsetzung befindet sich in den schriftlichen Beispielen oft ein Punkt (.), Doppelpunkt (:) oder „ ... “ unmittelbar vor oder nach *weil*, wodurch die Zusammengehörigkeit einzelner Satzteile zueinander unterbrochen wird und Satzanfänge und -enden neu gesetzt werden. Außerdem wird auf diese Weise eine längere Sprechpause signalisiert, wie sie auch in der gesprochenen Version zu finden wäre und sich so auch beim Lesen einstellen soll.

Eisenberg vermutet, dass die Pause nach oder vor der Konjunktion eine Art Verzögerung darstellt, die dem Sprecher Bedenkzeit für seine Formulierung gibt:

„[...] [V]ielleicht verwendet der Sprecher *weil* dann, wenn er eine Begründung eher zögerlich vorbringt oder sie gar erst sucht. So daß nach *weil* leicht eine Pause entsteht. Das würde zur Hauptsatzstellung passen [...].“ (Eisenberg 1994: 20)

Möglicherweise verliert der Sprecher durch die Denkpause den richtigen syntaktischen Anschluss an den vorangegangenen Satz. Das würde erklären, warum „die Hauptsatzstellung nach *weil* nicht vorkommt, wenn der Nebensatz dem Hauptsatz vorausgeht.“ (Ebd.) Tatsächlich findet sich kein Beispiel, wo die Inversion vernachlässigt wird, wenn die Rede mit einem Nebensatz begonnen wird. Die Informationsstruktur des Gedachten wächst also noch während des Sprechens, wird dann stets in Hauptsatzform gebracht und ist nicht von Beginn an zu Ende gedacht. Demnach fällt weniger der Einstieg in die Formulierung schwer, sondern der Ausgang.

Im schriftlichen Bereich gibt es keine Sprechpausen. Es besteht stets die Möglichkeit den richtigen syntaktischen Anschluss zu finden, wenn das Übertragen des Gedankengerüsts etwas länger dauert. Im mündlichen Bereich sind Sprechpausen immer dann üblich, wenn der Gedanke noch nicht zur Gänze vorformuliert wurde oder wenn die zu folgende Satzstruktur den wiederzugebenden Inhalt nicht in seiner Fülle fassen kann. Es entsteht dann oft ein Neuanfang bzw. Anakoluth.

Dennoch ist ein Satzanfang neben seinen formalen Kriterien, wie Großbuchstabe und vorangegangenes Satzende, ein sehr relativer Begriff, wenn Sätze Gedankengänge

widerspiegeln sollen. Wenn sich Gedanken erst während des Sprechens sortieren, dann sind Brüche im Satzbau als nicht geradlinige Gedankenführungen zu verstehen.

Betrachten wir einige Beispiele etwas genauer:

*„Was nämlich ist ein Mensch, der jetzt frohgemut ins Reisebüro geht, um sich jenen Urlaub zu kaufen, den er sich schon vor Monaten aus dem dicken Katalog herausgesucht hat? Man könnte sagen: Er ist ein hoffnungsloser Schlamper. Weil: Ein ordentlicher Mensch erledigt so was beizeiten.“* (SZ, zitiert nach Gaumann 1983: 234)

*„Ich muß Ihnen klar sagen: Das macht Spaß, allein aufzutreten. Es ist leichter, weil: ich kann improvisieren, ich kann machen, was ich will.“* (Die Zeit, Abdruck eines Interviews, zitiert nach Gaumann 1983: 234)

*„Das hat mir auch Spaß gemacht, weil ... der Uwe hat mir das auch beigebracht.“* (BS, zitiert nach Gaumann 236)

In dem Satz *„Er ist ein hoffnungsloser Schlamper. Weil: Ein ordentlicher Mensch erledigt so was beizeiten.“* ist der *weil*-Satz begründend, aber auch informativ und begriffsdefinierend. Der Autor beantwortet nicht nur die Frage *warum*, sondern fügt hinzu, was für ihn ein Schlamper überhaupt ist. Der *weil*-Satz geht klar aus dem ersten Satz hervor, doch markiert er größeres inhaltliches Volumen als es normale Verbletzstellung könnte. Der Konnektor verbindet hier nicht nur zwei Satzeinheiten, er vermag, die Thematik und den Verlauf des folgenden Gesprächs zu markieren. Hinzu kommt, dass das prosodische Ende eines Hauptsatzes einfacheren und gewollten Gesprächsanschluss anbietet. Es fällt leichter, auf ihn Bezug zu nehmen ihm anzuschließen, als ein Nebensatz mit einem größeren Ausmaß an beschreibender Funktion.

Das nächste Beispiel veranschaulicht, dass die „richtige“ Nebensatzstruktur zu komplex und gebrechlich ist und daher die größere Tragkraft des stabilen Hauptsatzes bevorzugt wird:

*„Ich muß Ihnen klar sagen: Das macht Spaß, allein aufzutreten. Es ist leichter, weil: ich kann improvisieren, ich kann machen, was ich will.“* (s.o.)

Hier folgen auf *weil* gleich zwei Hauptsätze plus ein Nebensatz. Bei derartig hohem Informationsgehalt eine passende Kombination zu finden, verlangt dem Sprecher einiges an

sprachlicher Virtuosität ab. Insbesondere bei Konstruktionen mit Modalverben, wie der obigen, stellt das richtige Positionieren der Verben große Herausforderungen an die geistige Aufmerksamkeit des Sprechers, wenn Verbletzstellung gewählt werden sollte.

Die Vereinfachung der Satzstruktur hat nicht nur den Effekt der größeren Prägnanz durch Abgeschlossenheit, sondern verdeutlicht das Maß der Komplexität der Abhängigkeit von Begründendem und Begründetem. Diese Ansicht wird auch von Breindl/Walter vertreten, wo es heißt:

„In stark hierarchisch strukturierten Syntaxmodellen wird dem Unterschied zwischen einer pragmatischen und einer semantischen Lesart einer Verknüpfung durch unterschiedliche Verortung des syntaktischen Adjunkts im Strukturbaum Rechnung getragen. Dabei gilt: je ‘komplexer’ eine Relation, desto höher hängt die Verknüpfung im Strukturbaum [...].“ (Breindl/Walter 2009: 30)

Im genannten Beispiel wird nicht nur ein einzelner Grund benannt, sondern es handelt sich um eine Aufzählung von mehreren Gründen. Die multiple Ursächlichkeit lässt sich durch Vereinfachung des Satzbauplans leichter bewerkstelligen. Das Phänomen der Kausalität betreffend ist dies nicht weiter überraschend, da es keine Begründung geben kann, die selbst nicht weiter begründbar wäre und das Begründete nicht immer nur mit einem einzigen Argument stabilisiert werden soll.

Wirkungen können durchaus durch mehrere Ursachen hervorgerufen werden. Etwa eine Kausalitätskette oder anstelle einer Folge verschiedener Ursächlichkeiten kann paralleles Zusammenwirken von Ereignissen überhaupt erst eine Wirkung erzielen (s. Fig 1, Kapitel 7.3.) Bei Begründungen verhält es sich nicht anders. Ein deutscher Leichtathletiktrainer verwendete einmal Verbzweitstellung nach *weil* in einem Interview und sagte etwas wie:

„Klar sind wir enttäuscht, weil: wir haben [x], [y] und [z].“

Der Trainer ist nicht aufgrund eines einzelnen Ereignisses enttäuscht, sondern es haben dabei mehrere Dinge eine Rolle gespielt. Es wird daher versucht, alle diese Faktoren gleichermaßen zu thematisieren. Diese Absicht ist allein durch Hauptsatzstrukturen zu realisieren. (Vgl. Drach 1963: §77)

Selbstverständlich ließen sich derart informative und komplexe Sprachgebilde auch durch Verbletzstellung bewerkstelligen, doch bestünde hier viel eher die Gefahr, den syntaktischen

Anschluss zu versäumen und sich in ein sprachliches Durcheinander zu verstricken. Die Reihung mehrer Hauptsätze erlaubt es, Gleichwertiges auch nebeneinander gleichwertig zu formulieren. Das gewählte Terrain ist syntaktisch einfacher und gleichzeitig geeigneter, um multiple Ursächlichkeit verschärft zu fokussieren und zu formulieren, ohne dabei geistige Anstrengung in schwierige Satzbaupläne investieren zu müssen.

Die Nebensatzstruktur ist unpraktisch, um mehrere gleichwertige Argumente aneinanderzureihen und es stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, sie dennoch zur Sicherung „vergänger Grammatikalität“ zu forcieren. Wenn Sprache so verwendet werden soll, wie es die Grammatik vorschreibt und sich die Grammatik nicht am tatsächlichen Sprachgebrauch orientiert, dann ist grammatisches Reglement nicht mehr als Konvention, die letztlich verhindert, die Welt so abzubilden, wie sie verstanden wird.

Die Literatur sieht vor, bei „gebrochenen“ Sätzen, wie den obigen, von Anakoluthen zu sprechen. Per Definition handelt es sich dabei um „diejenige Form der Rede, in der das Ende eines Satzes der am Anfang gewählten Konstruktion nicht entspricht [...]. Es handelt sich dabei zunächst um Fehler aus Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit“ (Duden 1984: §1147)<sup>31</sup>; oder „Konstruktionsentgleisungen“ (Erben 1972: §580), wie Erben sie nennt. Aber ist ein Anakoluth deswegen zufällig und kommunikationshemmend und als Artikulations- oder Denkfehler zu beurteilen oder steckt hinter einem anakoluthischen *weil*-Satz möglicherweise eine „diskurspezifische syntaktische Konstruktion“? (Wegener 1999: 4; vgl. hier 7.1.)

## **6.8. Ausblick - die Satzbaupläne von *weil***

Harald Weinrich vermutete, dass „sich die Zweitstellung des Verbs [...] nach der Konjunktion *weil* in Zukunft durchsetzen wird“ (zitiert nach Glück 1997: 41). Meiner eigenen Einschätzung nach ist es gut möglich, dass *weil* für sich beide Stellungstypen beanspruchen wird. Die Konjunktion würde sich damit die Möglichkeit aneignen, durch syntaktischen Wechsel eine zusätzliche Komponente der semantischen Nuancierung in Hinblick auf gedachte Kausalverhältnisse zu haben. Das wäre nicht der Fall, wenn diesbezüglich keine Auswahl bestünde.

Die Entwicklung zurück zum Hauptsatz zeigt eine Eigendynamik. Die Strukturen des Nebensatzes, insbesondere des begründenden, spiegeln in manchen Fällen nicht die Geisteshaltung des Sprecher wider. Sie wird daher modifiziert. Doch was genau soll es

---

<sup>31</sup> In der aktuellen Auflage ist man dem Sprecher gegenüber etwas nachsichtiger geworden. (Vgl. Duden 2005: §2065f.)



bedeuten, wenn es heißt, die syntaktischen Möglichkeiten seien unzureichend? Die Antwort liegt in der Komplexität des wiederzugebenden Sachverhalts. Eine Begründung ist eben nicht nur eine Nebensache, die in Kürze als adverbialer Nebensatz in die Äußerung integriert wird. Oftmals steht überhaupt eine Begründung im Mittelpunkt des gegenseitigen Kommunizierens. In der Regel verläuft ein Gespräch nicht nach dem Muster „Warum ist die Straße nass?“ – „Weil es geregnet hat.“ – „Aha, die Straße ist nass, weil es geregnet hat.“ – „Warum hat es geregnet?“ ( – „Weil die Straße nass ist.“/„Weil immer wenn es der Fall ist, dass ..., regnet es.)

Würden wir unter Kommunikation verstehen, was uns Beispielsätze aus Grammatiken lehrten, so stünden alle Antworten fest und es gäbe keine Grauzonen mehr, nichts mehr, worüber sich der Linguist Gedanken machen könnte. Weder ist menschliche Kommunikation einfach gestrickt, noch entgegnet uns die Welt in portionierten, einfach zu verstehenden Stücken. Besonders im Bereich der Kausalität stoßen wir oft auf ein verzwicktes Durcheinander aus allerlei Verknüpfungen und Beziehungen, die sich nicht so einfach entwirren lassen.

Es spricht einiges dafür, dass wiederkehrendes *weil* mit Hauptsatz in alltäglicher Sprachverwendung zunimmt und Grammatiken im Umgang mit dem Phänomen offener werden. Die Hauptsatzkonstruktion nach *weil* entspricht in manchen Fällen viel eher den Gedankenstrukturen der Sprecher. Man könnte dann behaupten, die Gedankenlogik entspreche nicht der Satzlogik. Ebenso könnte man sagen, die Satzlogik entspreche nicht der Gedankenlogik. Es gilt dann zu bedenken, ob es sich fortwährend um Grammatikfehler handelt oder ob die Grammatik im Bereich der Satzbauregeln selbst einen Fehler gemacht hat. Die Missachtung der Nebensatzstruktur könnte ein Indiz dafür sein, dass innerhalb der bereitgestellten syntaktischen Möglichkeiten, sich Begründungssätze nicht mit jener Absicht vermitteln lassen, wie es dem Sprecher beliebt.

Eisenberg vertritt die Meinung, es müsse ein *denn* verwendet werden, wenn die Hauptsatzstellung die bevorzugte bzw. passende Syntax für die Gedankenstruktur ist. Dabei bleiben jedoch zwei Dinge zu beachten: 1) *denn* und *weil* sind in ihren Abbildungsbereichen nicht deckungsgleich (vgl. u.a. Schmidhauser 1995: 158ff.) und 2) *denn* ist in der mündlichen Rede zu selten, um die Hauptsatzstellung für Begründungssätze für sich alleine beanspruchen zu können.

*Weil* wird zunehmend von unterordnender zu beiordnender Konjunktion und stellt sich damit als überlegener Konkurrent neben *denn* auf. Dieser Wandel sieht auf den ersten Blick so aus, als könnte dies den Untergang von *denn* in seinem Bereich bedeuten. Dies ist durchaus

anzunehmen, allerdings kann von einer Ersetzung nicht die Rede sein. *Denn* und *weil* werden sich zunehmend in ihren Geltungsbereichen voneinander distanzieren, sollte dieser Wandel tatsächlich eintreten. Möglicherweise sind sie einander schon so fremd geworden, dass eine weitere Kausalkonjunktion problemlos in das Hauptsatzterrain vorstoßen kann, ohne dabei überflüssig zu wirken. *Denn* müsste durch das Vorstoßen von *weil* seinen Geltungsbereich verändern und es gibt einige freie Felder im Bereich der kausalen Klasse, für die es noch keine sprachliche Fixierung gibt.

## **7. Abbildungsbereiche und Begründungscharakteristiken am Beispiel *weil***

Auf den inhaltlichen Beitrag der Kausalsätze zur Rede wurde bisher nur am Rande eingegangen. Es ist gezeigt worden, dass die verschiedenen Kausalkonjunktionen unterschiedliche Gebrauchspräferenzen haben und in ihren Geltungsbereichen nicht identisch sind. Entweder schwingt neben der kausalen noch eine temporale Bedeutung mit, die entweder erwünscht oder unerwünscht ist, oder, was die syntaktischen Variationen zwischen *da/weil* und *denn* betrifft, so bilden Haupt- und Nebensatz eine sinnvoll zusammengehörige Einheit, wohingegen Hauptsatz und Hauptsatz eher als zwei separate Einheiten zu beurteilen sind. Folglich signalisiert jede einzelne Konjunktion mit kausalem Anschluss einen anderen Mitteilungswert. (Vgl. Wegener 1993: 294)

Trotz des Angebots an Kausalkonjunktionen reicht die lexikalische Ebene nicht aus, um tatsächlich immer das wiederzugeben, was auch gedacht wurde. Die deutsche Sprache bringt daher zusätzliche Mittel hervor, um das zeiträumliche Verhältnis zwischen begründetem und begründendem Satzteil zu relativieren bzw. zu konkretisieren. Gerade was die vernachlässigte Inversion im *weil*-Satz betrifft, scheint diese durchaus erwünschte kommunikative Funktion zu vermitteln. Welche beabsichtigten Konsequenzen sich auf der inhaltlichen Eben daraus ergeben, wird im Folgenden gezeigt.

## 7.1. Anakoluthen als Mittel der Nicht-Anbindung

Die kommenden Beispiele werden unter Berücksichtigung des Aspekts, dass die syntaktische Variation Raum für zusätzliches Nuancieren im Anbindungsfeld gibt, zum Analysegegenstand. Hier scheint der *weil*-Hauptsatz gerade wegen seiner niedrigeren „Einbettungstiefe“ und inhaltlicher wegen prosodischer Unabhängigkeit favorisiert zu werden.

Diese Idee der geringeren Einbettungstiefe ist pragmatisch verwurzelt und wird u.a. von Bardzokas (2012: 61ff., 99ff.) aufgegriffen, wo von „Detaching causal meaning“ (dt.: Kausalbedeutung abkopplern) gesprochen wird. Auch Breindl/Walter (2009: 22ff., 32ff., 56ff.) erklären dieses Phänomen genauer und benutzen „Diskursrelationen“ als Klassifikationsindikator. Auch wenn deren Darstellungen nicht auf den syntaktischen Variationen im *weil*-Satz beruhen, wird dort gleichbedeutend von einer „Desintegration der verknüpften Sätze gesprochen“ (Breindl/Walter 2009: 32). Deren inhaltliche Abkoppelung eines Satzteils hängt mit dem „Grad der Subjektivität“ (Breindl/Walter 2009: 34) zusammen. D.h.: Je weniger ein Kausalzusammenhang in der außersprachlichen Welt etabliert ist, umso höher ist der Grad der Subjektivität. In dieser Nuancierung, die auf der pragmatischen „domain-oriented“ Theorie von Sweetser (1990) beruht, steckt die Überleitung zur hier thematisierten vernachlässigten Inversion im *weil*-Satz

Breindl/Walter unterscheiden in ihrem Werk zwischen verschiedenen „Diskursrelationen“ bzw. „Domänenzuordnungen“, die Kausalsätze suggerieren können. An dieser Stelle ist zunächst nur die Diskursrelation „Pragmatic Claim“ relevant, bei der

„nicht zwei Fakten der realen Welt in eine Ursache-Wirkung-Beziehung gesetzt [werden], sondern es sich um Begründungen von Annahmen des Sprechers oder Begründungen des Sprechers selbst [handelt].“ (Breindl/Walter 2009: 27)

Mit dieser Diskursdomäne beschäftigt sich dieser Abschnitt. Es geht jedoch weniger darum, diese Domäne zu erklären, sondern zu zeigen, dass der angesprochene pragmatische Aspekt und die Desintegration eines Konnexs sich durch syntaktische Variation zu erkennen geben. Das erste Beispiel aus dem Artikel „...weil – man kann es ja wissenschaftlich untersuchen“ von Susanne Günthner zeigt, welche pragmasemantischen Implikationen sich aus einfachen Umstellungen im Satzbau ergeben können.

„a) Harry kommt später, weil – ich habe mit seiner Frau geredet.

b) Harry kommt später, weil ich mit seiner Frau geredet habe.“ (Günthner 1993: 42)

Günthner erkennt trefflich, dass der Wirkungsteil des Satzes Harry kommt später in a) und b) unterschiedliche Ursachen hat. Der grammatikalisch korrekte Satz b) meint im wörtlichen Sinne, dass ein Gespräch zwischen „ich“ und „seiner Frau“ stattgefunden hat, das offenbar so lange anhielt, dass Harrys Verspätung daraus resultieren musste. So gesehen begründet der Inhalt des Nebensatzes den Inhalt des Hauptsatzes direkt. Satz a) hingegen wirft eine Lücke auf, die auch ohne Erläuterung bereits gefüllt wurde. Was mitgedacht, aber nicht geäußert wurde, ist, dass der Sprecher hier nur den wichtigen Teil einer Information weitergibt, die er oder sie von „seiner Frau“ im Gespräch erhalten hat. Die eigentliche Ursache für Harrys Zuspätkommen kann aber beispielsweise ein platter Reifen oder noch aufzuhängende Wäsche sein; ganz gleich was die Ursache ist, sie wird nicht genannt. Wenn der Nebensatz nicht unmittelbar die Ursache für die im Hauptsatz genannte Wirkung ausdrückt, können verschiedene pragmatische Ebenen adressiert werden, wie sie im folgenden vorgestellt werden.

Die Bedeutungsunterscheidung zwischen den Begründungssätzen (a) und (b) findet auf der Interpretationsebene statt und reicht zurück auf die philosophische Unterscheidung zwischen „warum etwas ist oder geschieht“ und „Urteil, das der Grund eines anderen Urteils ist“ (zitiert nach Zifonun 1997: 2296) Durch die Umstellung im Satzbau ergibt sich eine dramatische Veränderung in der Mittelbarkeit der Verbindung. Die durch das Aneinanderreihen zweier syntaktisch ebenbürtiger Hauptsätze entstandene Kluft, weist darauf hin, dass zwischen den geäußerten Sachverhalten A und B kein ursächlich bedingtes Verhältnis vorliegt und B nicht Ursache für A ist. So impliziert die syntaktische Variation bereits eine Abweichung.

Indirkte Begründungssätze können weiter unterteilt werden. Günthner führt den Begriff „nicht-faktische“ *weil*-Sätze ein und unterteilt diese weiter in „epistemische Begründung“ und „Sprechakt-Qualifikationen“ (Günthner 1993: 40ff.). Für das Englische unterscheiden Sweetser (1990: 13) und Bardzokas (Bardzokas 2012: 140ff.) übersetzungsgetreu zwischen „speech-act“ und „epistemic“ „domains“ bzw. „cases“, um dieselben unterschiedlichen Bedeutungsrelationen von Begründungssätzen anzusprechen. Diesen pragmatischen Einfluss auf die sprachwissenschaftliche Analyse von Kausalsätzen nennt Vilmos Ágel (vgl. Ágel 1990: 182f.) eine „Epistemifizierung“ der Lesarten von Sprechakten, die für das Englische bereits in den frühen 1980er Jahren festzustellen ist.

Doch zurück zum Gehalt der Unterscheidung. Bei der epistemischen Begründung „wird der WEIL-Teilsatz so verstanden, dass das Wissen bzw. die Erfahrung des WEIL-Satzteils zu der in der Bezugsäußerung dargelegten Konklusion führt“. (Günthner 1993: 42) Für den obigen Satz gilt somit, dass der Sprecher aus dem Gespräch mit Harrys Frau entnimmt, dass dieser zu spät kommt. Rudi Keller formuliert, dass der „epistemische *weil*-Satz (normalerweise) eine Antwort auf die Frage ‘Woher weißt du das?’ [gibt].“ (Keller 1993: 227) Breindl/Walter geben dieser Bedeutungsrelation einen Namen und bezeichnen sie als „Pragmatic Claim I“ mit folgender Funktion:

„Das KONSEQUENS-Konnekt hat die Rolle einer Behauptung oder Annahme des Sprechers, das ANTEZEDENS-Konnekt liefert ein Argument/eine Evidenz für diese Behauptung oder Annahme.“ (Breindl/Walter 2009: 82)

Neben der Kategorie „Pragmatic Claim I“ gibt es folglich auch die „Schwester-Klasse“ – „Pragmatic Claim II“ (ebd.). Diese ist gleichbedeutend mit der von Günthners eingeführten Kategorie der „Sprechakt-Qualifikationen“. Für die „Sprechakt-Qualifikationen“ gilt, dass „[sich] der WEIL-Satz nicht etwa auf den Sachverhalt der Bezugsäußerung, sondern auf die Sprechhandlung selbst [...] bezieht“. (Günthner 1993: 40f.) Das bedeutet, dass nicht der in A genannte Sachverhalt begründet wird, sondern der Grund angegeben wird, warum A überhaupt geäußert wurde. Ein von Günthner angeführtes Beispiel lautet:

„24S:       hol – hol mir bitte, die Kanne da runter. –  
25       weil – ich kann grad nicht aufstehen.“ (Günthner 1993: 41)

oder

„*Brauchst du noch lang? Weil der Zug gleich fährt.*“ (Vgl. Breindl/Walter 2009: 83)

Auch im nächsten Beispiel ist die kausale bzw. begründende Beziehung zwischen beiden Satzteilen nicht unmittelbar, da er etwas ausdrückt, was mit dem Vorangegangenen nur sehr bedingt etwas zu tun hat und einem anderen Informations- oder Textteil angehört.

„*Das hat mir auch Spaß gemacht, weil ... der Uwe hat mir das auch beigebracht.*“  
(s.o.)

Der *weil*-Satz ist überhaupt nicht die Begründung für den Vordersatz. Es wird nicht unmittelbar begründet, warum etwas Spaß gemacht hat. Die Begründung ist jedenfalls nicht im Nachsatz zu finden. Es ist allerdings gut möglich, dass der Nachsatz nicht eine Einheit abschließen soll, sondern eine einleitet. So gesehen ist „*der Uwe hat mir das auch beigebracht*“ den Anfang der darauffolgenden Erörterung, die letztlich doch Antwort auf die Frage gibt, warum etwas Spaß gemacht hat; letztlich hat es auch etwas mit Uwe zu tun.

Die in diesem Kapitel genannten zweistelligen Behauptungen passen ohne ausgiebigen Kontext nicht zusammen und erinnert an den von Noam Chomsky geprägten Satz „*Colorless green ideas sleep furiously*“ (dt.: Farblose grüne Ideen schlafen aufgeregt). Die semantischen Eigenschaften der Entitäten gehen keine natürliche Symbiose ein bzw. sie sind gar nicht erst miteinander in Verbindung zu bringen. Wir finden, dass die Bezugsetzung der Satzteile nicht stimmig ist, wenn sie einem Kausalkonzept entspringen soll. Entweder sind die Propositionen nicht in eine sinnvolle Reihung zu bringen oder die Konjunktion ist falsch gewählt und ein *und* würde Aufklärung bringen. Wenn allerdings etwas Spaß macht und eben immer Spaß macht, allein aus dem Grund, weil *der Uwe* es einem beibringt, ist das selbstverständlich etwas anderes, aber so verstehe ich den obigen Satz nicht.

Wenn relevante Informationsteile zueinander in keiner direkten Beziehung zueinander stehen oder nicht ohne einander auskommen, wie in nicht-faktischen Begründungssätzen, erlaubt es die Hauptsatzstellung eben dies auch auszudrücken. Es ist dieser Strategie zu verdanken, dass obige und vergleichbare Gesprächssituationen zweckorientierter verlaufen können. Durch den Satzbruch entsteht eine Kontextlücke, an die ein mit relevanten Informationen ausgestatteter „Neusatz“ anschließt. Dabei entstehen auf der Kommunikationsebene keinerlei Probleme. Zumindest im Bereich der kausalen Verkettung von Ereignissen muss der Nachfolger dem Vorgänger nicht unmittelbar folgen. Es können ohne weiteres auch „Dominosteine“ oder Glieder der „Kausalitätskette“ ausgelassen bzw. präsupponiert werden. Durch die so implizierten Gedankensprünge werden Begründungssätze kommunikationsoptimiert zugeschnitten. Der Bruch im Satzbau ist daher nicht als willkürlich zu erachten, sondern hat die Funktion, einen Bruch auf der Informationsebene innerhalb einer Kommunikationssituation zu signalisieren. Die Wahl des anakoluthischen Satzmusters entspricht so gesehen den Bedürfnissen der Mitteilung.

Es ist also festzuhalten, dass der herkömmliche *weil*-Nebensatz ein inhaltlich abgeschlossenes und geradliniges Gebilde umrahmt. In diesem sind die Beziehungen stimmig und eindeutig in Bezug gesetzt worden und Begründetes und Begründendes ergeben eine glaubhafte

Symbiose. Im Gegensatz dazu bilden *weil* und Hauptsatzstrukturen (oft) keine sinnvolle Verschmelzung von Begründetem und Begründendem. (Vgl. Wegener 1993: 294) Die Satzkonstruktion erfährt zwischen A und B einen Bruch und der anschließende Neuanfang zeigt inhaltliche Eigenständigkeit. *Weil* und Hauptsatz bietet eine Struktur an, die den logischen Rahmen A, *weil* B abgelegt hat und von A ausgehend ein umfangreicheres und möglicherweise inhaltlich komplexeres Stück Rede anzuschließen erlaubt. Es wird so zwischen genannter Ursache und Wirkung eine logische Lücke gebildet, die vom Rezipienten sinnvoll gefüllt werden muss und zielgerichtet größere Kommunikationsschritte macht.

## **7.2. Kausale Abhängigkeit und sinnstiftende Rationalisierungen des *weil*-Satzes**

Im vorangegangenen Teil ist eine erste Unterscheidung innerhalb einer begründenden Aussage getroffen worden. Es ist darauf hingewiesen worden, dass durch syntaktische Variation die Arten der Anbindung angegeben werden können. Das obige Beispiel „*Harry kommt zu spät, weil ich habe mit seiner Frau gesprochen*“ kann demnach so interpretiert werden, dass die semantische Implikation der syntaktischen Variation jene ist, dass der Grund für Harrys Verspätung ein anderer ist als das Gespräch selbst. Da dieses Wechselspiel jedoch nicht konsequent beibehalten wird und nicht-faktische Sätze ebenso Nebensatzstruktur haben können, ist es nicht ausreichend, eine semantische Pauschale für diese Abweichungen aufzustellen. Auch wenn *weil* einen Nebensatz mit Verbletzstellung einleitet, muss es nicht der Fall sein, dass in ihm der direkte Grund für das im Hauptsatz beschriebene Ereignis enthalten ist. Selbst wenn der obige Satz grammatikalisch richtig formuliert werden würde, wäre eine andere Interpretation legitim. Dennoch ist die Idee von einer Bedeutungskonstante durch Günthners Unterscheidungen ins Schwanken gekommen.

Setzen wir unsere Suche nach dem Kausalitätsbild, welches die Natur in unsere Sprache gepflanzt hat, fort, indem wir uns entsinnen, welchen Prinzipien die kausale Begriffsfamilie beinhalten sollte. Streng genommen setzt der Kausalsatz eine Grundstruktur der Form  $U \Rightarrow W$  voraus. Linguistisch betrachtet würde dann für den Kausalsatz gelten *A, weil B* bzw. *B, weil A*. Das Kausalgesetz verlangt zwischen den Ereignissen U und W bzw. B und A eine Regelmäßigkeit und Notwendigkeit der Abhängigkeit, die etwa durch eine konditionale Formulierung wie *wenn A, dann B* oder *wenn B, dann A* ausgedrückt werden kann. Ein Kausalereignis hat demzufolge immer eine Art Wiedererkennungswert und ließe sich verallgemeinern.

Wir können also behaupten, wenn ein Glas vom Kirchturm fällt, dann wird es (sehr wahrscheinlich) zerbrechen. Kausal formuliert hieße es folglich:

*Das Glas zerbrach, weil es vom Kirchturm gefallen ist.*

Der unterstreichende Konditionalsatz hieße dann etwa:

*„Wenn ein (normales) Glas vom Kirchturm fällt, dann wird es beim Aufschlag auf den (nicht übermäßig gepolsterten) Boden zerbrechen“.*

Die Basis dieser Aussage wäre die Aktivierung unseres Gehirns, das uns darauf hinweist, dass Gläser die Eigenschaft haben, zerbrechlich zu sein und keinen hohen Druck aushalten. Im Allgemeinen trifft dies zu. Zerbricht ein Glas einmal nicht, so wäre dies gewiss sonderbar und man würde dem auf den Grund gehen.

Solche Gedankengänge und Formulierungen klingen logisch und einleuchtend. Doch ganz egal welche Struktur gewählt wird, es lässt sich zu jedem Kausalsatz ein konditionales Äquivalent formulieren, vorausgesetzt der Kausalsatz trifft im Allgemeinen zu. Dann klingt es plötzlich nur noch nach Formulierungen, aber nicht nach Feststellungen über Gesetzmäßigkeiten. Eine Gegenüberstellung zeigt das:

c) *„Der Mann ist gestorben, weil er krank war.“*

c') *„Weil der Mann gestorben ist, war er krank.“* [Symptomperspektive]

d) *„Wenn ein Mann stirbt, dann war er krank.“*

d') *„Wenn ein Mann krank war, dann ist er gestorben.“*

Die Kausalanbindung in c) folgt dem Muster *A, weil B*, wobei B den Grund, warum einem Mann etwas passiert ist, benennt. Was jedoch nicht behauptet werden kann, dass dem Satz die Gesetzmäßigkeit *wenn A, dann B* unterliegt, denn nicht immer wird der Tod durch Krankheit hervorgerufen und nicht immer führt Krankheit auch zum Tod. Dasselbe gilt für Sätze wie:

1)

*Er geht heute ins U4, weil Simone auch da ist.*

*Harry kommt zu spät, weil er noch die Wäsche aufhängen musste.*

*Sie liebt ihn, weil er gebildet ist.*



*Weil die Sonne scheint, geh ich Fahrrad fahren.*

*„Er floh ins Ausland, weil er in Freiheit leben wollte.“ (Harras 1984: 181)*

Das Erklärungsmuster *wenn A, dann B* kann hier nicht angewendet werden, denn es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass die hergestellte Verbindung eine allgemein gültige ist. Nicht immer wenn jemand Wäsche aufhängen muss, resultiert daraus eine Verspätung und „*Sie*“ liebt sicher auch nicht jeden gebildeten Menschen und bestimmt gibt es Tage, an denen die Sonne scheint und ich nicht Radfahren gehe. Kausalsätze und Begründungen sprechen häufig gar nicht vom Eintreten einer Wirkung durch eine Ursache, denen eine allgemeine Regelmäßigkeit unterliegt. Die meisten Begründungssätze erklären aus individueller Perspektive, warum irgendjemand irgendetwas gemacht hat.

Andererseits gibt es auch Sätze, bei denen eine legitime allgemeine Bestimmung zugrunde liegt, obwohl nicht über (Natur-)Gesetzmäßigkeiten gesprochen wird:

2)

*Sie haben so viel gegessen, weil sie großen Hunger hatten.*

*Weil heute Montag ist, kommt die Müllabfuhr.*

*Ich kann nicht ins Kino kommen, weil ich krank/pleite/beschäftigt bin.*

Hier gelten andere Bestimmungen im Bereich der Beschaffenheit der Ursache. Im „Allgemeinen“ treffen diese Sätze immer bzw. mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit zu. In diesen Beispielen ist also eine Regelmäßigkeit des Typs *wenn A, dann B* zu erkennen. Doch was genau macht den Unterschied aus, dass wir die Gruppen 1) und 2) einander gegenüberstellen können und zwei unterschiedliche Muster erkennen?

Es lässt sich für 2) keine äußere Konstante finden, die den Unterschied bedingt. Es gibt auch keine, zumindest keine universale. Viel eher sind es kulturelle Konventionen, auf die sich der Unterschied bezieht. Man könnte dann von geschlossenen Einzelsystemen sprechen, die nicht überall in Kraft sind, aber wenn, dann konventionalisiert. So ergibt sich dann das Einverständnis über „relative Abhängigkeit“ in 2). Sätze, denen ein Verallgemeinerungspotential fehlt, sind dann soweit relativiert worden, dass ihr konventionalisiertes Einzelsystem so klein ist, dass es gerade mal sehr kurz und sehr spezifisch zum Einsatz kommt und dann wieder verschwindet. Die Einzelsysteme, in denen die Sätze aus 1) allgemein gültig sind, sind wesentlich kleiner als die in 2) und ihr Auftreten ist möglicherweise nur auf eine einzige Begebenheit beschränkt. Dennoch haben sie deshalb

schon „Wirklichkeitsstatus“. Die Einzelsysteme aus 2) hingegen treten mit höherer Regelmäßigkeit auf. Trotzdem hat keiner der Sätze aus 1) oder 2) konsequent absoluten gesetzmäßigen Status. Sie treffen nur mit höherer oder niedriger Wahrscheinlichkeit zu.

Doch wie wollen wir diese graduierende Art des Wahrheitsgehaltes einzelner Aussagen klassifizieren? Sind Sätze des Typs 1) gleich zu bewerten wie Sätze des Typs 2), obwohl deren Generalisierungen mit unterschiedlichen Wahrscheinlichkeitsraten und unterschiedlicher Häufigkeit ausfallen würden?

Gisela Harras ist der Meinung, es gebe Kausalsätze, die ihre Mitgliedschaft in der Kausalkategorie völlig zurecht haben, es aber auch *weil*-Sätze gibt, die sie nicht mit dem Etikett „Ursache“ zu versehen seien. Ihre Unterscheidung basiert auf der Ein- oder Nicht-Einbindung menschlichen Handelns im kommunizierten Sachverhalt. Sobald im *weil*-Satz die Wirkung an menschliches Handeln gebunden ist, sieht Harras vor, nur noch von „Handlungserklärungen“ zu sprechen. Wie ich aber gezeigt habe, gibt es durchaus auch Handlungserklärungen mit mehr oder weniger allgemeinem Status. Nicht jedes Schaffen des Menschen ist völlig willkürlich. Es erscheint daher sinnvoll, eine etwas präzisere Unterscheidung zutreffen, bei der nicht das menschliche Handeln über Kategorienzugehörigkeit entscheidet, sondern die Motivation des Agierenden. Eine solche Unterscheidung findet sich bei den bereits erwähnten „Diskursrelationen“ von Breindl/Walter. Neben der bereits besprochenen Domäne des „Pragmatic Claim“, die häufig durch *weil*-Hauptsätze suggeriert wird, führen die Autoren die beiden Diskursrelationen „Volitional Cause“ und „Non-Volitional Cause“ ein. Die einzige Unterscheidung beider Gruppen ist ein „bewusst“ bzw. „nicht-bewusst“ agierendes Subjekt. (Breindl/Walter 2009: 26f.) Es sei der wissenschaftlichen Korrektheit allerdings angemerkt, dass die Unterscheidungen von Harras und Breindl/Walter nicht in allen Aspekten übereinstimmen, da sowohl für „Volitional“ als auch „Non-Volitional“ Diskursrelationen eine „etablierte kausale Beziehung“ vorausgesetzt wird, was für die Handlungserklärungen nicht unbedingt der Fall ist; ohnehin lässt sich über den Begriff der „etablierten“ Kausalverbindung streiten.

Verfolgt man den Gedanken weiter, so gelangt man an den Punkt, wo versucht wird, Mensch und Natur voneinander zu trennen. Diese Diskussion lässt sich nicht abschließen und ist auch nicht neu. Zwischen Mensch und Natur oder „durch-den-Menschen-hervorgerufen“ und „nicht-durch-den-Menschen-hervorgerufen“ eine Linie zu ziehen, ergibt wenig Sinn, da die Übergänge, wenn überhaupt, ebenso wenig mit Sicherheit gezeichnet werden können wie die Grenzen der kausalen Kategorie selbst.

Auch wenn der Ort von Harras' Unterscheidung in Hinblick auf die Semantik von Kausaladverbialen nicht unumstritten ist, ist ihr Anliegen klar: Trotz der Einhaltung der formalen Kriterien sagen manche Sätze nicht das aus, was wir eigentlich unter einen „Kausalbegriff“ fassen wollen. Würden wir das tun und von Form auf Inhalt schließen, so bekämen wir eine unbegrenzt offene Kausalkategorie. Doch wann ist der Punkt erreicht, wo wir uns auf relativem Terrain sicher sein können? Ob wir ein Kausaladverbial nun als „zugehörig“ oder „nicht-zugehörig“ bestimmen, ist keinesfalls absolut zu beantworten. Anstatt mit *ja* oder *nein* zu antworten, bietet es sich an andere Einheiten zur Bestimmung heranzuziehen – etwa eine Wahrscheinlichkeitsangabe von 0% bis 100 % oder eine Winkelangabe in Grad von 0° - 360°.

### 7.3. Pragmatisierungen von *weil*-Sätzen

Wenn in einem Satz mit *weil* davon gesprochen wird, was ein Mensch in einer bestimmten Situation aus einem bestimmten Grund getan hat, haben wir es mit Erklärungen zu tun, die i.d.R. Einzelfälle sind und kein konditionales Pendant haben. Ihnen liegt vielleicht ein individualtypisches Verhaltensmuster zugrunde, das kein empirisches Gesetz anbieten würde, aber auch nicht völlig klassenfremd ist. Ähnliche *weil*-Sätze finden allerdings auch in Bereichen Anwendung, wo weder menschliches Handeln involviert ist noch naturgegebene Gesetzartigkeit vorliegt.

Betrachten wir folgenden Satz, der in ähnlicher Form hier bereits in Kapitel 4.5. zur Beschreibung der Syptomperspektive angeführt wurde:

*Der Motor ist kaputt, weil die Lampe nicht brennt.* (Harras 1984: 186)

Wenn davon ausgegangen wird, dass A eingetreten ist, weil B der Fall war, also B die Ursache für A ist, sollten wir stutzig werden. Es sind wohl noch nicht sehr viele Motoren kaputt gegangen, weil ein Lämpchen brennt. Ob die Elektronik am Armaturenbrett nun funktioniert oder nicht, das sollte die Kapazitäten eines so robusten Apparats kaum beeinflussen. Dass die Lampe also darüber bestimmt, ob der Motor läuft oder nicht, ist nicht der Fall. Umgekehrt scheint es keine Anzeichen dafür zu geben, dass kaputte Motoren im Allgemeinen Lampen zum Brennen bringen. Dennoch wird es so verpackt. Die Anbindung des *weil*-Satzes an den Hauptsatz ist direkt und doch entspricht die A-B-Verbindung nicht den

kausalen Kriterien, auch wenn sich ein Konditionalverhältnis mit hoher Wahrscheinlichkeit dank gut funktionierender Technik Recht behalten würde.

Was dieser Satz mit *„Harry kommt zu spät, weil ich habe mit seiner Frau geredet“* (s.o.) gemeinsam hat, ist, dass beide zwar angeben, den Grund für etwas zu nennen, es aber nicht tun. In beiden Fällen steht nur eine Wirkung fest, nämlich, dass Harry zu spät kommt, oder dass der Motor kaputt ist. Es ist jedoch nicht die Wirkung, die erklärt wird, sondern es wird erklärt, warum der Sprecher der Überzeugung ist, dass ein Ereignis tatsächlich der Fall ist oder der Fall sein wird. „Es wird also nicht das Bestehen eines Ereignisses oder eines Zustands erklärt, sondern es wird eine Sprecherannahme begründet.“ (Harras 1984: 186) Diese Sprecherannahme ist zwangslogische Schlussfolgerung mit oder ohne Wahrheitsanspruch. Sie ist vollkommen subjektiv. Auch wenn sich von subjektiven Stellungnahmen keinerlei Gesetzartigkeit ableiten lässt, schreibt Keller:

„Der Prozeß der Subjektivierung besteht genau darin, daß Überzeugungen, Haltungen, Bewertungen (u.ä.) des Sprechers zu Bedingungen des Gebrauchs eines Ausdrucks werden.“ (Keller, zitiert nach Ágel 1999: 181)

Ein weiterer Beispielsatz beleuchtet die Kluft zwischen Ursache und Wirkung noch deutlicher. Ursache- und Wirkungstreil der Rede markieren hier einen Abschnitt des Weges von der „ersten Ursache“ bis zur „letzten Wirkung“.

*Dieser Brand ist ausgebrochen, weil es in diesem Zimmer einen Kurzschluß gegeben hat.* (Harras 1984: 178)

Der Nebensatz entspricht nicht dem Muster *wenn A, dann B*. Ein Kurzschluss kann nicht generalisierend als Brandursache bezeichnet werden. Andererseits hat der Kurzschluss durchaus etwas mit dem Brand zu tun und ist mehr als eine Schlussfolgerung aus einem Ereignis, wie bei *„Der Motor ist kaputt, weil die Lampe nicht brennt“*, wo B nicht A verursacht hat. Ein Kurzschluss hingegen, kann durchaus einen Brand auslösen, allerdings nicht ohne weiteres. Mackie (Mackie 1975) meint, Ursächlichkeit dieser Art solle als „eine Menge von Bedingungen“ (vgl. John Stuart Mill, hier: 2.2.) gesehen werden. Ein Kurzschluss allein löst keinen Brand aus, sondern nur, wenn eine Menge anderer Bedingungen auch erfüllt werden. Der Kurzschluss löst dann eine Kettenreaktion aus. Wenn andererseits aus der Menge der Bedingungen eine einzige nicht erfüllt ist, etwa, dass die Sprinkleranlage kaputt ist,

niemand da war, den Brand zu löschen oder das leicht entzündliche Material in der unmittelbaren Umgebung nicht ordnungsgemäß versorgt wurde - dann hätte es auch den Brand nicht gegeben. Der Kurzschluss als Auslöser wird von Macki „komplexe Bedingung“ genannt und er erklärt weiter:

„Der Kurzschluß, von dem behauptet wird, er sei die Ursache des Feuers gewesen, war somit ein unerläßlicher Teil einer komplexen hinreichenden (aber nicht notwendigen) Bedingung für das Feuer.“ (Vgl. Fig. 1, entnommen aus: Leinfellner 1980: 22)

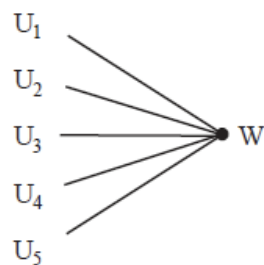


Fig. 1

Weiter meint Macki:

„Ich denke, wenn wir über die Ursache eines einzelnen Ereignisses reden, dann ist es oft diese Art von Bedingung, die wir dabei im Sinn haben.“ (Mackie 1975, zitiert nach Harras 1984: 178f.)

Wenn wir also Dinge wie „Die ganze Siedlung ist kaputt, weil Hans sich einen Kaffee machen wollte“ behaupten, dann meinen wir auch, dass zwischen Kaffeemachen und der Zerstörung der Siedlung einiges passiert sein muss. Wir sprechen nur nicht aus, wie die Ereignisse Schritt für Schritt ihren Lauf nahmen, sondern wir setzen in Verbindung, was situativ angebracht und plausibel erscheint. Obgleich eine komplexe Verkettung von Ursachen und Bedingungen ersichtlich ist, ist es unmöglich und geradezu kommunikationsbehindernd diese verstandestreu aufzuzählen. Ein Polizeibericht muss vielleicht akribisch genau formuliert werden, aber in der Alltagskommunikation reicht es vollkommen aus, einen Endpunkt und einen Startpunkt eines unentwirrbaren Kausalverhältnisses zu benennen. (Vgl. Fig. 2, entnommen aus: Leinfellner 1980: 22)

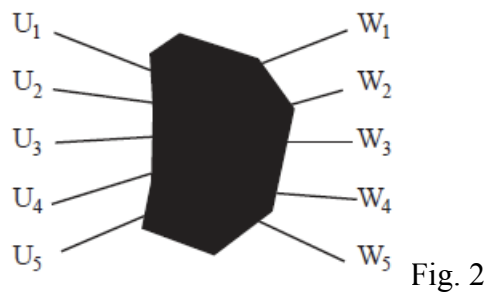


Fig. 2

Alles, was dazwischen (schwarzer Bereich) Platz finden könnte, alle Ereignisse, Bedingungen, Handlungen, etc. können im Gespräch erdacht, inferiert oder präsupponiert werden. Es gibt im sprachwissenschaftlichen kausalen Begriffsfeld zwischen Start und Ziel, auch zwischen Ursache und Wirkung, immer eine unendlich große Zahl kleinster fraktaler Elemente, die wir zweckmäßig besser vereinfacht darstellen. Würden wir anders vorgehen, kämen wir ersten rasch an die Grenzen unseres Wahrnehmungsbereichs und unseres Wissens über konditionierte Abläufe, da diese geradlinige Reihung von Verkettungen im Grunde nicht geradlinig ist, sondern dreidimensional und unendlich. Dabei verhält es sich ähnlich, wie mit der Quadratur des Kreises – ein unendlicher Bestimmungsprozess, ohne Aussicht auf Erfolg und auf pragmatischer Ebene schier inakzeptabel.

## 8. Die sprachliche Graduierung der kategorisierten Welt

### 8.1. Das asymptotische Abbildungsmodell

Die oben erwähnten Beispiele haben gezeigt, dass in Sätzen mit *weil* die genannten Entitäten nicht immer in gleichstarker Abhängigkeit zum Hauptsatz stehen und ein zugrundeliegendes Kausalverhältnis schwer zu identifizieren sein kann. Selbst wenn keine Abkopplung des *weil*-Satzes durch prosodische Pause und Verbzweitstellung erfolgt und der genannte Grund mit sprachlichen Mitteln so nah wie möglich an die Wirkung herangerückt wird, gibt es immer etwas, was dazwischen Platz finden könnte. In Sätzen wie „*Die ganze Siedlung brannte ab, weil sich Hans einen Kaffee machen wollte*“ ist die Lücke zwischen beiden Inhalten unheimlich groß. Eine geradezu unendlich große Zahl einzelner, winzigster Handlungsdispositionen und Bedingungen könnte zwischen Hausbrand und der Ursache für

Hans' Kaffeedurst eingefügt werden. Bei anderen Sätzen wiederum scheint diese Lücke etwas kleiner zu sein, wie in „*Das Glas ist zerbrochen, weil es dünn war und vom Tisch gefallen ist*“. Obwohl dieser Satz nahezu gesetzmäßigen Charakter hat, weil nur in den seltensten Fällen ein dünnes Glas nicht kaputt geht, wenn es vom Tisch fällt, und die Inhalte vergleichsweise nah und unmittelbar zueinander stehen, befindet sich eine unbestimmbare Menge an Bedingungsätzen und Abhängigkeiten und Verlaufsformen zwischen beiden; z.B. wie hoch der Tisch war, was für ein Glas es war, die Härte des Bodens, gab es eine Beschleunigungskraft etc.

Selbst wenn wir der Meinung sind, in einem Kausalgefüge Ursache und Wirkung so nah wie möglich aneinander gestellt zu haben, wird es immer einen Restraum für Bedingungen, Ereignisse und Beobachtungswchsel geben, die sprachlich nicht zur Gänze abgedeckt werden können. Eine „direkte Anbindung“, im Gegensatz zur „indirekten Anbindung“, ist daher eine Bezeichnung, der keinesfalls wörtlich zu verstehen ist. „Direkt“ ließe sich höchstens in Form einen Annäherungswertes erklären, nie aber wird es im sprachlichen Metier eine lückenlose Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung geben. Nicht einmal, wenn wir über Naturgesetze sprechen, würde es uns gelingen, eine lückenlose Kausalverbindung herzustellen.

Gehen wir einmal von den herkömmlichsten Dingen aus, die sozialisationsunabhängig überall anzutreffen sind:

*Das Wasser ist gefroren, weil es seine Temperatur den Gefrierpunkt erreicht hat.*

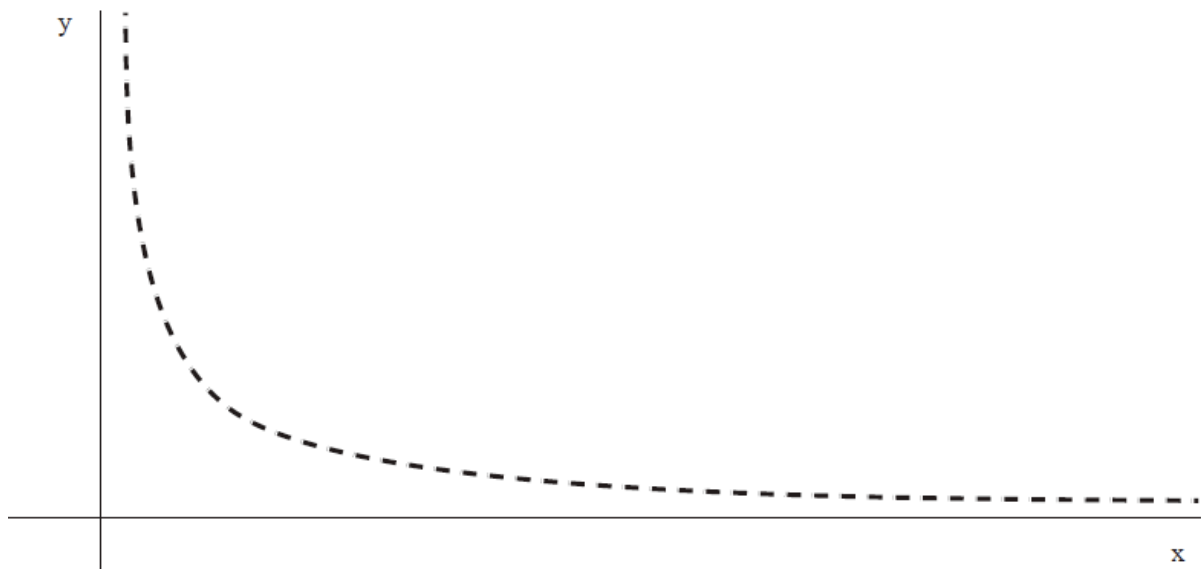
*Das Licht geht an, weil der Lichtschalter betätigt wurde.*

Obwohl diese Aussagen auch in Zukunft mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit Wahrheitsansprüche geltend machen können, gibt keiner dieser *weil*-Sätze Antwort auf die Frage, warum Wasser bei unter null Grad gefriert oder wie elektrischer Strom und die Glühbirne funktionieren. Entweder diese Dinge werden als verstanden vorausgesetzt oder sie gelten als unentwirrbar und enthalten sich daher der Formulierung. Ganz egal welcher Inhalt im *weil*-Satz als Ursache oder Grund angeführt wird, es gibt keine Antwort, auf die nicht ein weiteres *Warum?* folgen könnte.

Es ist nun darauf hingewiesen worden, dass die Verbindung zwischen Wirkung und Ursache im sprachlichen Bereich zwar ein direktes „von A nach B“ zulässt, und sogar ein „direktes von A nach C oder X“ möglich ist, es sich dabei aber um Vereinfachungen handelt. Diese Vereinfachungen ließen sich pragmatisch auch als „Anpassungen an die

Kommunikationsebene“ bezeichnen. Durch diese pragmatische Anpassung wird die unaufhörliche Komplexität zwischen einem Anfangs- und einem Endpunkt nicht unwissentlich missachtet, sondern absichtlich ignoriert. Wie auf einem Zahlenstrahl kann je nach Maßstab die Lücke zwischen 1 und 2 groß oder klein sein. Die Entfernung kann einfach 1 betragen ( $1 + 1 = 2$ ) oder eine Million ( $1\text{mio} \cdot 1/1\text{mio} + 1 = 2$ ), je nachdem wie viele Einheiten bei welchem Maßstab gebraucht werden. Es gibt keinen noch so kleinen Abstand zwischen zwei Zahlen, der sich nicht weiter segmentieren ließe. Es ist eher eine Frage der Praktikabilität, ob die Suche nach der letzten Stelle von  $\pi$  fortgesetzt oder übersprungen wird. Wenn wir versuchten ein Kausalverhältnis zwischen A und B zu formulieren, dann reichen Worte niemals aus. Keine noch so detaillierte Aussage würde der außersprachlichen Welt gerecht zu werden. Unsere sprachliche Kopie der Dinge in der Welt mitsamt ihren Vernetzungen ist, und sei sie noch so beflissen und bedacht, immer nur als Annäherung an die komplexe, wundersame Welt zu verstehen. Zur Darstellung eignet sich die mathematische Figur einer Asymptote mit der Formel  $f(x) = 1/x$  (Abb. 1).

Abb. 1

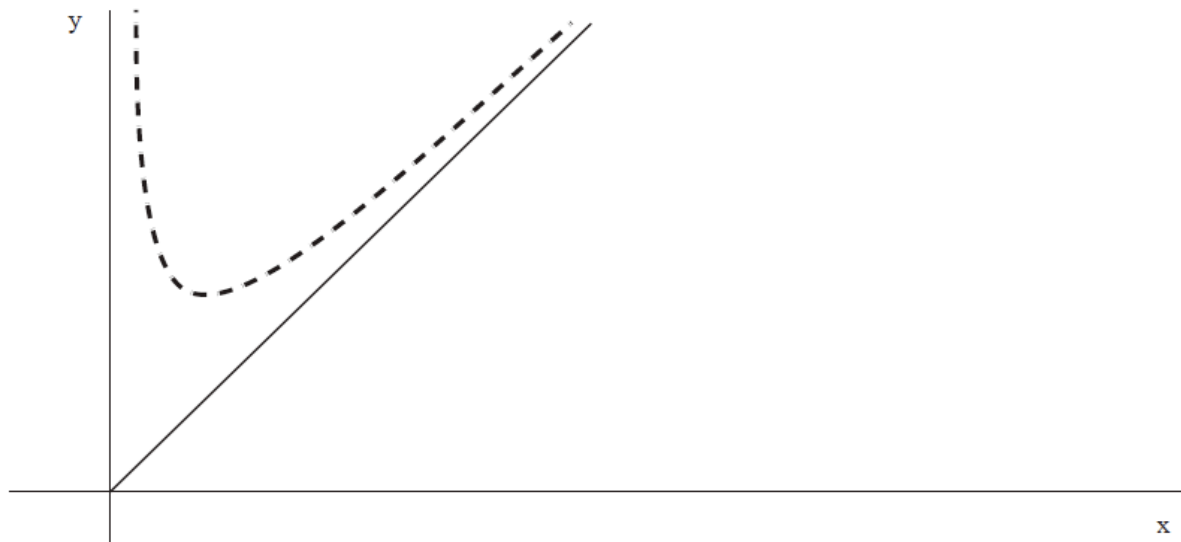


Die Kurve in der oberen Grafik nähert sich sowohl der x- als auch der y-Achse an. Je weiter man sich auf der Kurve bewegt, desto näher kommt sie einer Achse. Sie wird diese allerdings niemals treffen, obgleich der Abstand stetig kleiner wird. Übertragen wir diese Idee auf die Theorie über die Abbildbarkeit der Welt durch Sprache und nehmen an, die Kurve symbolisiere sprachlich Abgebildetes und die Achsen die exakte reale Entsprechung, so wird eine Übereinkunft beider niemals zustande kommen.



Nehmen wir eine weitere Funktion mit ganz ähnlicher Charakteristik und denken uns dazu ein in der Welt zu beschreibendes existierendes Kausalverhältnis. Auch wenn uns alle Punkte bekannt sind und es Kausalität (hier als grüne Linie abgebildet) tatsächlich in der Welt gibt, werden wir ihr sprachlich nie entsprechen können. Die folgende Funktion  $f(x) = (1/x) + x$  stellt dies bildlich dar.

Abb. 2



Symbolliste der Abbildungen:

*Diagramm => irgendwo in der realen Welt (Die Menge der Dinge, über die etwas gesagt werden kann)*

*Gerade => beobachtete Kausalität (Gemeintes)*

*Kurve => sprachlich kommunizierte Kausalität (Gesagtes)*

*(Die Linie der Geraden ist nicht durchgängig gezogen, da Lücken Störfaktoren symbolisieren)*

In Abb. 2 steht die Kurve für alle möglichen sprachlichen Realisierungen zur Abbildung eines gemeinten Kausalzusammenhangs, der durch die Gerade angezeigt wird. Egal welche Formulierung gewählt würde, sie kann dem Gemeinten näher oder entfernter sein. Die kleinste Entfernung zwischen einem gewählten Punkt der Kurve zur Geraden ergibt den Grad der Anbindung oder des Wahrscheinlichkeitsquotienten der formulierten Ursache an die genannte Wirkung. Die Graphiken symbolisieren die sprachliche Annäherung an die reale Welt.

Nun gibt es aber noch einen zweiten Aspekt, der nie hundertprozentige Entsprechung findet: Für jede Art der Kommunikation braucht es einen Sender und einen Empfänger. In der Regel sind diese nicht ein und dieselbe Person, sondern unterscheiden sich in vielerlei Hinsichten

voneinander. Allein der kleinste Unterschied in den mentalen Konzepten der Gesprächsteilnehmer führt dazu, dass ihre Kommunikation nicht störungsunempfindlich sein kann. Das dekodierte Gesagte ist immer ein anderes als das kodierte Gedachte, und sei der Unterschied noch so klein. Durch diesen Störfaktor findet in der Kommunikation eine zusätzliche Verfälschung der Wirklichkeit statt. Das Abgebildete konstruiert sich aus den Koordinaten des Produzenten und den davon abweichenden Koordinaten des Rezipienten.

Dem entgegen steht allerdings ein einziger Punkt, nennen wir ihn Parameter „+b“, wie in  $f(x) = mx + b$ . Durch dieses zusätzliche Glied in der Formel wird es nun doch möglich, dass sich Kurve und Achse in einem Punkt treffen und Kommunikation und Sprache und Welt sich decken. Doch wofür steht dieses „+b“? Ich möchte es gerne den poetischen Aspekt nennen. Durch ihn, durch unkonventionelle Sprache, durch den Gebrauch von Bildern, Metaphern und Suprasegmentalia soll die Möglichkeit offen gelassen werden, dass eine Kommunikationssituation doch absoluten Status erhält. Sie entspricht dann der Wirklichkeit. Sie lässt sich dann nicht mehr besser beschreiben.

## 8.2. Prädikative Kausalverhältnisse

Nun kommt es bei der Formulierung von Kausalverhältnissen auch vor, dass die von ihnen angeführte Begründung derart einsichtig wirkt, dass sie besser oder exakter nicht hätte formuliert werden können und als vollkommen richtig angenommen wird. In so einem Fall wäre dann anzunehmen, dass das formulierte Kausalverhältnis tatsächlich eines ist und mit dem weltlichen übereinstimmt. Wenn derartige Aussagen (s.u.), die dem Anschein nach in jeder Kultur gleich wahrgenommen werden und hundertprozentige Übereinstimmungsraten aufweisen, gemacht werden, handelt es sich überhaupt nicht um Erklärungen von Kausalverhältnissen. Sie sehen formal danach aus, aber es sie sind letztlich nur Definitionen, die zur Ordnung der Welt beitragen.

- 1) *Die Sonne geht auf, weil es schon wieder Morgen ist.*
- 2) *Weil es bald schon wieder Nacht wird, geht die Sonne unter.*
- 3) *Weil Sokrates starb, wurde Xanthippe Witwe.* (Vgl. Kim 1981: 128ff.)

Was hier kausal miteinander verknüpft wird, ist redundant. A und B sind hier prädikativ zu verstehen. Sicherlich gibt es eine Abhängigkeit zwischen beiden Entitäten, aber eine kausale

ist es nicht. Die Verbindung zwischen dem Ursache- und dem Wirkungsteil des Satzes ist eher eine Arte Binsenweisheit, denn A und B haben ein und denselben Inhalt und determinieren einander, doch drücken sie ihn anders aus. Dass es Morgen wird, definiert sich über das Aufgehen der Sonne. Und dass es Nacht wird, definiert sich über die untergehende Sonne selbst und umgekehrt. Dass Xanthippe Witwe wurde, bedeutet soviel, dass ihr Ehemann Sokrates gestorben sein muss. Das A ist bereits im B enthalten und umgekehrt. Der *weil*-Satz, wiederholt einfach nur den Hauptsatz in anderen Worten. Im Grunde genommen ist hier die Konjunktion unglücklich gewählt. Ein *und* anstelle des *weil* würde sicherlich für Abhilfe sorgen, wie auch Bardzokas (vgl. Bardzokas 2012: 61) meinen würde.

Trotz ihrer Redundanz und Prädikation sind Sprachkonstrukte dieser Art unheimlich wertvoll. Von der Kausalverbindung ausgehend scheinen derartige Sätze zwar gedankenlos, aber Prädikative dieser Art leisten einen großen Beitrag zur Sinnstiftung und zum Definitionsgehalt der Wirklichkeit. Sprache dient dann nicht der Abbildung der Welt, sondern nützt ihrer Sortierung. Durch das Zitieren einleuchtender Grundsätze und durch das Zusammentragen redundanter Inhalte wird Konvention und letztlich Definition und Gebrauchsbedingung geschaffen.

Dann wiederum gibt es ähnliche, aber nicht-prädikative Kausalsätze, die nicht über das kollektive weltliche Ordnungssystem etwas aussagen, sondern über das individuelle. Sie funktionieren in umgekehrter Weise, indem sie explizit Dinge voneinander fernhalten, die sich ohnehin ausschließen, wie z.B.:

4) *Weil ich mit dem Rad unterwegs bin, habe ich das Auto stehen lassen.*

Die hergestellte Verbindung in 4) ist im Grunde gar keine, denn niemand kann nicht gleichzeitig Auto und Rad fahren. Der Gehalt des Satzes drückt sich daher auf einer anderen Ebene aus. Er zielt weniger auf die Klärung des Kausalverhältnisses bzw. auf die Begründung, warum das Auto stehen gelassen wurde, ab, vielmehr drückt er ökologisches Bewusstsein aus und funktioniert somit eher auf der Selbstoffenbarungsebene als der Sachebene. Auch wenn 1) – 4) auf der Sachebene nahezu gehaltlos sind, leisten sie dennoch einen wichtigen Beitrag zur kollektiven oder individuellen Strukturierung der Welt. Im Grunde genommen drücken die in Kausalsätzen verpackten Begründungen meist nur subjektive Vorstellungen aus und funktionieren daher überwiegend abseits der Sachebene. Die grammatische Etikettierung bleibt jedoch zweifelhaft.

### 8.3. Kausalsätze und Axiome

Einfache Aussagesätze, wie beispielsweise „Ein Vogel kann (grundsätzlich) fliegen“ oder „Der Mensch kann (grundsätzlich) laufen“ können als Axiom bezeichnet werden. Derartige Äußerungen bedürfen keiner Begründung, da sie „unmittelbar einleuchtend“ sind und deren Wahrhaftigkeit vorausgesetzt werden kann. Ein Axiom bildet gewissermaßen eine Art Anfangsaussage, eine präsupponierte Grundlage, auf deren Hintergrund Kommunikation erst sinnvoll stattfinden kann.

Es gibt im Bereich der Begründungssätze Formationen, die der konventionalisierten Strukturierung eines Kausalverhältnisses widersprechen und auch auf pragmatischer Ebene nicht sinnvoll auszulegen sind. Hinter den zu nennenden Beispielen steckt kein tieferer und kein oberflächlicher Sinn und es hilft auch kein Gedankensprung, um die Funktion der überflüssigen und selbsterklärenden Aussage verständlich zu machen. Folgendes Beispiel soll dies veranschaulichen:

Harras behauptet, bei dem Satz

*a) Das Glas ist zerbrochen, weil es von einem Stein getroffen wurde.*

handle es sich um eine kausale Erklärung, wohingegen

*b) Das Glas zerbrach, als es von einem Stein getroffen wurde, weil es zerbrechlich war.*

nicht als solche gelte. Der Grund warum b) nicht einmal erklärenden Charakter haben soll, liegt im axiomatischen Verhalten der Entitäten A und B zueinander. Die Eigenschaft „Zerbrechlichkeit“ ist sozusagen schon im Glas vorhanden und muss nicht zusätzlich erwähnt werden. Da B eine Eigenschaft von A ist, kann sie nicht gleichzeitig Ursache von B sein. Es ließe sich darüber diskutieren, ob Aussagen wie „Ich bin ein Mensch, weil ich auf zwei Beinen gehe“ oder Descartes Ausspruch „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich) gleichermaßen selbsterklärend und überflüssig sind. Gewiss leisten diese Sätze auch einen Beitrag zur Sortierung und Definition der Welt, allerdings ist der Gehalt der entstandenen durchaus brauchbaren Definition nicht im Bereich der Erkenntnis zu finden. Dennoch hat er etwas mit den hier behandelten Aspekten von Kausalität zu tun. Es sind plakative Aussagen,

die wie viele Puzzelstücke auf den Tisch geworfen werden und anschließend sortiert werden müssen.

Gehen wir den Inhalten der Sätze „Ein Vogel kann (grundsätzlich) fliegen“ oder „Der Mensch kann (grundsätzlich) laufen“ auf den Grund und fragen uns, wie das unmittelbar Einleuchtende zustande kommt. Dabei richtet sich der Blick auf das Substantiv, über das etwas gesagt wird, und das Verb, das dem Substantiv anhaftet. Die mentalen Konzepte der Lexeme wie „Vogel“ oder „Mensch“ sind universal mit denselben Eigenschaften verbunden, sie sind ihnen inhärent; in unserem Fall sind es die Attribute wie *fliegen* und *laufen*. Zusammen bilden sie eine undurchdringbare Einheit, die Bindungen eingehen kann. Es ist dabei der hierarchisierende Charakter der Begriffe zu beachten. Es bildet immer ein Begriff eine Art Kern, um welchen sich eine Vielzahl verschiedener Eigenschaften sammelt. Eine Eigenschaft selbst referiert jedoch nicht notwendigerweise auf immer denselben Kern, denn es können ja auch Flugzeuge, Papierflieger, Schmetterlinge oder Fledermäuse fliegen. Man kann es sich wie etwa ein Atom vorstellen, das aus einem Kern besteht und Neutronen, Protonen und Elektronen (deren „semantische“ Eigenschaften) um sich schart. Dieses komplexe Konstrukt geht wiederum mit anderen Atomen Bindungen ein und ein Molekül, ein noch komplexeres Ganzes, entsteht. Der Aufbau der Atome und deren Eigenschaften, nur mit bestimmten anderen seiner Art Verbindungen herzustellen, ist vergleichbar mit dem Zusammenstellen einzelner Propositionen zu komplexeren Sinneinheiten.

Versuchen wir nun das Axiom „Ein Vogel kann fliegen“, in ein zweitstelliges Kausagefüge zu integrieren, indem wir das Axiom begründen, kommt etwa dieser Satz heraus. Z.B.:

*Ein Vogel kann fliegen, weil er Flügel hat.*

Doch wie ist dies zu bewerten, wenn nun ein begründender Satz sich auf einen Sachverhalt bezieht, der als Axiom gilt und grundsätzlich einleuchtend ist und nicht begründet werden muss? Eher ist es der Fall, dass hier etwas näher erklärt als dass es begründet wird. Zum einen wird gesagt, dass Flügel dem Fliegen dienen, und zum anderen, dass ein Vogel Flügel hat. Das Adverbial ist daher minder begründend zu verstehen als neutral erklärend. Die semantische Hierarchie graphisch dargestellt:

Vogel => Flügel => fliegen.

Pinguin => Flügel => x

Das Nomen Vogel leitet zum Attribut Flügel, was die Eigenschaft fliegen suggeriert. Über das Attribut wird die Eigenschaft abgeleitet. Wird nun diese Hierarchie umgestellt, wirkt der Satz verquer.

*Ein Vogel hat Flügel, weil er fliegen kann.*

Grammatikalisch ist dieser Satz durchaus wohlgeformt, aber er verstößt gegen kausale Denkmuster. Wenn die Begründung im weitesten Sinne als Ursache zu verstehen ist, muss sie zeitlich vor der Folge einsetzen – so setzt es das Kausalitätsprinzip voraus. Auch wenn Ursache und Wirkung hier nicht unmittelbar naturgesetzmäßig oder physikalisch zu begreifen sind, folgt aus der Begründung eine „schlussfolgernde“ Aussage. Der Satz „*Der Vogel hat Flügel, weil er fliegen kann*“ klingt und ist unsinnig, da *fliegen*, wie oben gezeigt, das Attribut *Flügel* voraussetzt, also auch zeitlich bedingt. Es ist daher fraglich, ob der Nebensatz „*weil er fliegen kann*“ trotz zutreffender formaler Kriterien als Kausaladverbial oder Begründung im begründenden Sinn zu deuten ist.

Dem obigen Beispiel könnte man entgegenhalten, dass die Rotation der Satzglieder sehr konstruiert ist und in der gesprochenen Sprache so nicht vorkommt. Dem ist sicher zuzustimmen, dennoch spiegelt sich schon in der Überlegung, ob es das Huhn oder das Ei zuerst gegeben hat, die Frage nach der ersten Ursache. Unser Kausalverständnis lässt uns im Stich, wenn wir nicht mit großer Gewissheit vor- und nachzeitliche Geschehnisse voneinander unterscheiden können. Ein Ei setzt ein legendes Huhn voraus und ein Huhn fordert ein Ei, aus dem es einmal geschlüpft ist. Je nach geistigem Entwicklungsstand ist der Mensch in der Lage, zeitliche Abläufe und Verhältnisse zu verstehen. Erst wenn diese erlernt und verstanden worden sind, können Kausalzusammenhänge a posteriori geistig konstruiert werden. Bei Kindern würde man durchaus solche Sätze finden können.

#### **8.4. Begründung und Wahrscheinlichkeit**

Wie bereits mehrfach erläutert wurde, dienen formale Kausalsätze oftmals weniger der Vermittlung eines Ursache-Wirkungszusammenhangs im erkenntnistheoretischen Sinn, sondern funktionieren als Begründung eines Sachverhalts oder einer anderen Aussage. Zum Beispiel der Satz „*Ich kann morgen nicht ins Kino gehen, weil ich keine Zeit habe*“ ist kausal formuliert und ist doch nicht Ausdruck einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit, da es ja auch

möglich gewesen wäre, dass dem nicht so ist. Die meisten der mit *weil* eingeleiteten Nebensätze haben einen solchen begründenden Charakter. Dabei ließen sich jene Sätze auf einer Wahrscheinlichkeitsskala durchaus unterschiedlich im Hinblick auf deren „im Allgemeinen zutreffend“-Satus klassifizieren. Einige Sätze scheinen eine höhere Wahrscheinlichkeitsrate aufzuweisen als andere. Vergleichen wir die folgenden beiden Beispiele:

- 1) *Es hat einen Unfall gegeben, weil der Fahrer ein Stoppschild missachtet hat.*
- 2) *Es hat einen Unfall gegeben, weil der Fahrer den Radiosender wechseln wollte.*

Auch ohne Datenerhebung wird wohl offenkundig sein, dass das Wechseln des Radiosenders in weniger Fällen zu einem Unfall führt als das Missachten eines Stoppschildes. Die eine Begründung stiftet mehr Sinn als die andere. Das Missachten eines Stoppschildes funktioniert auf eher unmittelbarer Ebene, das Wechseln des Radiosenders ist weniger unmittelbar Ursache. Tatsächlich dürfte der Unfall in 2) deshalb passiert sein, da die Kontrolle über das Fahrzeug verloren wurde. Dieser Aspekt ist beim Überfahren eines Stoppschildes nicht notwendigerweise der Fall. Der Unfall kann trotz totaler Kontrolle zustande gekommen sein. Entscheidend ist, dass möglicherweise 1) „kausaler“ verstanden wird als 2). Eine Graduierung, die sicher nicht im Bereich der Sprache getroffen wird.

## **8.5. Begründung und Wahrnehmung**

Wenn sich Kausalität aus der zeitlich determinierten Abfolge Ursache => Folge ergibt, sollten Begründungen ebenfalls diesem Schema folgen. Dies ist aber nicht immer der Fall, da zeitliche Relationen oftmals gar nicht zweifelsfrei bestimmt werden können. Ein weiteres Problem bei der Klassifikation von Kausalsätzen hat nun nicht mehr damit zu tun, ob Ursache und Wirkung überhaupt vereinbar sind, ob Ursache und Wirkung zweimal dasselbe ausdrücken oder ob lediglich von einem Teil auf sein Ganzes geschlossen wird. Das folgende Beispiel betrifft nicht mehr den semantisch (un-)logischen Bereich, sondern spielt mit den Grauzonen der Propositionen selbst.

Betrachten wir folgende Aussage vom verurteilten Kärntner Schwerverbrecher Jack Unterberger aus einem Interview:

*„Weil ich nicht der Mörder bin, kann mir die Polizei auch nichts nachweisen.“<sup>32</sup>*

Bevor auf diese Konstruktion näher eingegangen wird, soll gesagt sein, dass negativ formulierte Kausalsätze ein Feld öffnen, das hier nicht weiter besprochen werden soll. Ob es so etwas wie negative Kausalität gibt, also das Eintreten einer Wirkung wegen des Ausbleibens einer Ursachenverhinderung. Klarerweise können wir sagen, dass die Pflanze eingegangen ist, weil sie nicht gegossen wurde. Andererseits ist eine Behauptung wie *„Sie hat das Rauchen angefangen, weil du sie nicht davon abgehalten hast“* anders zu bewerten. Im letzteren Beispiel ist es doch gänzlich unsicher, ob das Nichtabhalten als Ursache fungieren kann. Im Grunde genommen ließen sich negativ formulierte Kausalsätze mit denselben Methoden und Gedankenspielerien analysieren und bewerten, dennoch möchte ich mir hier auf positive Formulierungen beschränken. Daher formuliere ich den obigen Satz um. Er dient dennoch ebenso gut als Untersuchungsgegenstand.

*Weil ich unschuldig bin, fehlen Beweise.*

Um es vorweg zu nehmen: Jack ist am Ende des Mordes überführt worden und möglicherweise verrät sich Unterberger in seinem Satz *„Weil ich nicht der Mörder bin, gibt es keine Beweise“* bereits selbst. (Auch wenn am Ende der Auflösung wieder das Argument steht, das der Kausalsatz dem Hauptsatz voransteht, was einen anderen Gedankenweg seitens des Sprechers attestiert.) Bei der Analyse sind zwei Dinge zu beachten: 1. Ist ein Mensch erst dann ein Mörder, wenn der Beweis erbracht ist oder ist ein Mensch ein Mörder unabhängig davon, ob er verurteilt ist oder nicht? 2. Ist ein Beweis ein Resultat aus einem Verbrechen oder ist der eigentliche Beweis dem Verbrechen vorzeitig? Auch wenn eine Beweisführung immer erst nach dem Verbrechen geschieht, ist hier beides möglich. Das heißt Spuren am Tatort, die dem Verbrechen vorzeitig sind, können ebenso also Beweis dienen, wie ein fataler Versprecher im Nachhinein.

Diese Fragen sind insofern wichtig, da sie unterschiedliche Bedeutungs- und Wahrnehmungsbereiche der Kommunikationsteilnehmer implizieren können. Da es sich hier um ein vermeintlich kausalen Zusammenhang zwischen Beweis und (notwendig für) Mörderstatus sowie Mörderstatus und (verlangt) Beweis, handelt, sollte eine temporale Abhängigkeit festzumachen sein, selbst wenn in der Symptomperspektive gesprochen würde. Indem Unterberger sagt, dass es *deswegen* keine Beweise gibt, *weil er unschuldig ist*, bringt

---

<sup>32</sup> Leicht abgeänderter Wortlaut.



er zum Ausdruck, dass seiner Auffassung nach, erst über Schuld oder Nicht-Schuld entschieden werden muss und dann die Beweislage untersucht werden kann. Was Unterberger eigentlich sagt und begründet ist, warum es keine Beweise gibt und eben nicht warum er nicht der Mörder ist. Spätestens hier hätten Kriminologen stutzig werden können und sich fragen müssen, warum Unterberger hier nicht etwa unsinnig prädikativ sagt „*Ich bin unschuldig, - weil ich es nicht war*“ oder „*- weil ich damit nichts zu tun habe*“ oder auch legitimierend „*- weil ich so etwas niemals tun könnte*“. Es spielt keine Rolle welchen Grund er für seine Unschuld angegeben hätte. Von entscheidender Bedeutung ist, dass Unterberger hier gar nicht seine Unschuld begründet, sondern die Beweislage. Unterberger scheint es kein Anliegen zu sein, seine Unschuld zu begründen. Vielmehr legt er wert darauf, die Beweislage zu kommentieren, die, wie sich herausstellte, sein Verhängnis war. Unterbergers Argumentation liegen unterbewusste Kräfte zugrunde, die wir, wenn überhaupt, nur pragmatisch bzw. psycholinguistisch beschreiben können. Auf die Fragen *Warum begründe ich was, wann und wie begründe ich es?* gibt es letztlich keine formelhafte Antwort.

Ein möglicher Ansatzpunkt zur Beschreibung, warum jemand etwas auf eine gewisse Art und Weise begründet, könnten die mentalen Konzeptionen der Sprecher sein. Diese variieren die Wirkungsrichtungen von weltlichen Dingen. Für Person A folgt q aus p und für Person B ist q Ursache von p. Eine solche Variation tritt vor allem dann auf, wenn es sich bei Entitäten, über die gesprochen wird, nicht um spezielle Ereignisse, Fakten oder wertneutrale Thematik, sondern um Abstrakta handelt, die sich vor allem über eine Gefühlslage definieren. Wenn der Sprecher in dem Gesprochenen emotional involviert ist, verändert sich die Situation in den geäußerten kausalen Satzverbänden und entbehrt einer unbedingt notwendigen logischen Grundstruktur.

Da Sprache und gemachte Äußerungen immer auch der Identifikation bedeutet und Sprecher sich zu Sachverhalten positionieren, spielen individuelle Werte- und Wertungssysteme immer eine Rolle, wenn Argumentationen abgeschlossen werden. So gesehen stellt uns die Postulierung der Ursache oder Bedingung, auf die alle anderen Ursachen und Bedingungen erst folgen, vor einen unauflösbaren Konflikt. Wir müssen uns die Frage stellen, wonach wir suchen, wenn wir wissen wollen, warum irgendjemand irgendetwas gemacht hat und warum dies auf diese oder jene Arte und Weise begründet wird: Ist es das Bestimmte im Unbestimmten oder ist es Unbestimmte im Bestimmten? Egal wofür wir uns entscheiden, wir werden beides nicht finden können.

## Fazit

Die kausale Klasse bildet ab. Sie gewährt Einblicke in unseren Geist und ermöglicht es, unmissverständlich auf beobachtete Zusammenhänge zwischen zwei Inhalten hinzuweisen und etwas Sinnvolles und Kommunikationswürdiges darüber zu sagen. In dieser Hinsicht dient die kausale Klasse als ordnendes und sortierendes Instrument zur geistigen Gestaltung der Welt, in der wir leben; wir alle zusammen und jeder für sich.

Zur Debatte, ob es eine kausale Gesetzmäßigkeit in der Welt gibt, die uns dazu drängt, diese Kategorie in unsere Sprache zu integrieren, kann die kausale Klasse allerdings nichts Bejahendes beitragen. Andererseits verneint die sprachwissenschaftliche Analyse von Kausalsätzen auch die Existenz von Kausalität nicht. Die kausale Klasse ist durchaus in der Lage, gesetzmäßige Abhängigkeiten sinnerfassend abzubilden; wenn es denn eine konventionalisierte Grundlage, einen Prototyp für ein Kausalverhältnis überhaupt geben kann. In den wenigsten Fällen jedoch meinen Kausalsätze Kausalität. Wenn dem nicht so wäre und die sprachwissenschaftliche Kategorie mit der realen Kausalität entspräche, kann Kausalität nicht mehr sein als eine Wirrwarr-Kategorie unseres Verstands, die uns im strukturierten Raum das Chaos deutlich macht oder umgekehrt, im eigentlichen Chaos eine Struktur als Hilfestellung anbietet.

Der Verwendungsbereich der kausalen Klasse ist in keiner Weise an den Kausalitätsbegriff von Aristoteles, Hume oder Kant gebunden. Deren philosophische Kategorie der Naturbeschreibung entspricht nicht den Abbildungshorizonten aller Sätze mit *weil*. Der Funktionsradius dieser Menge sprengt einerseits den Umfang eines physikalischen Ursache-Wirkungsprinzips – indem die kausale Klasse auch im Abseits der Wissenschaft zum Einsatz kommt – zum anderen sind diese Anwendungsbereiche oft pragmatisch orientierte Vereinfachungen, oder Ableitungen, um die mathematische Beschreibung beizubehalten, hinter denen sich nach infinitem Regress doch eine dogmatische Idee von Kausalität konstruieren ließe.

Innerhalb der kausalen Klasse sammelt sich eine Vielzahl unterscheidbarer Geltungsbereiche. Die einzelnen Unterklassen decken jeweils einen anderen Bereich unserer Wahrnehmung ab. Oft ist es eine Frage der Perspektive, der Relevanz oder der Proportion, was sich kommunikationsorientiert hinter einem geäußerten Kausalsatz verbirgt. Ein Kausalsatz kann der Darstellung eines kausalgesetzlichen Vorgangs dienen, er beinhaltet zeiträumliche Ordnungsaspekte und er wird meist zur Begründung eines eingetretenen oder eintretenden Ereignisses gebraucht – dann beschreibt er etwas Generelles. Ein Kausalsatz funktioniert aber

auch ohne kausalgesetzmäßigen Einfluss von Zeit und Raum. Er beschreibt Erfahrungswerte, offenbart individuelle geistige Gesinnungen – dann beschreibt er etwas Einzelnes.

Ein Kausalsatz hat neben seinen verschiedenen Abbildungsbereichen großen Einfluss auf den Verlauf einer Kommunikation. Er schlägt Brücken zwischen Inhalten, die nicht benachbart sein müssen. Dennoch stellt er Bedingungen an Brückenanfang und -ende. In der allübergreifenden Kausalitätskette kann er sich zur Abbildung eines Teilbereichs nahezu beliebig ausdehnen oder die beiden Enden von Ursache und Wirkung immer näher zusammenziehen. Dabei folgt er i.d.R. einer kollektiven Logik der Erfahrung. Diese mag durchaus unverstanden bleiben, solange es der Kommunikation dient.

Obwohl die Abbildungshorizonte und Geltungsbereiche der kausalen Klasse derart mannigfaltig sind, ist sie nicht willkürlich. Wäre sie es, so wären wir nicht in der Lage, sie zumindest annähernd zu beschreiben. Hinter der kausalen Klasse türmt sich eine nicht endende, immer breiter gefächerte Konventionalität auf, die trotz ihrer Schwachstellen nicht zu durchdringen ist, damit aus der Rationalität auszugetreten werden kann, um das Wirkliche zu erkennen. Doch ohne diese Formelsammlung wären wir nicht in der Lage, den Dingen in der Welt eine Bedeutung zu geben.

Unser Mittel zur Verständigung ist Sprache. Dieses Medium scheint nicht perfekt zu sein, wenn wir es mit mathematischen Formeln versuchen entsprechend wiederzugeben. Das liegt jedoch nicht an unzureichenden Möglichkeiten innerhalb eines Sprachsystems, sondern an der enormen Flexibilität des Systems, wo immer neue Regeln hinzukommen. So gesehen ist die kausale Klasse eine Funktion innerhalb einer noch größeren Funktion, die wiederum ein Teil einer noch größeren Funktion ist. Das  $f(x) = m \cdot x + b$  steht rekursiv in der Klammer  $f(x) = m \cdot (m \cdot x + b) + b$  (bzw.  $NP \rightarrow NP + S$ ). Selbst wenn wir die Klammer auflösen wüssten, indem wir all unser zur Verfügung stehendes Wissen aufbrauchten, bekämen wir als Lösung doch nur einen Annäherungswert, der uns nicht mit 100%iger Sicherheit über die reale Welt aufklären würde.

Der Begriff „Kausalität“ ist zu groß und die durch ihn hervorgerufenen Konzepte sind derart vielfältig und reichhaltig, dass die Beschreibung realer Kausalität ein unauflösbarer Konflikt bleiben wird. Unsere Wahrnehmung ist in der Lage, uns in die Irre zu führen. Unser Verstand blockiert dann solange, bis er eine für sich passende Lösung gefunden hat. Diese Weiterentwicklung findet jedoch nicht durch eine noch genauere Untersuchung der Dinge statt, sondern funktioniert als intrinsischer Sinnerhaltungsmechanismus unseres Wesens. Wir beeinflussen unseren Verstand, benennen ihn um, sortieren so lange, bis wir uns mit der Anordnung zufrieden geben.

Nach dem Motto „Ein Fuchs ist kein Fuchs, solange er nicht im Hühnerstall erwischt wurde“ muss ein jeder selbst entscheiden, welches Stück des Kausalitätskuchen er oder sie annimmt und weiterverarbeitet. Es ist nicht eine Frage des Wissens, ob etwas wahr oder nicht wahr ist. Es ist eine Frage der Intuition, des Glaubens und der Überzeugung.

Abschließen soll ein Zitat aus Arthus Schnitzlers „Das weite Land“ (3.Akt):

Aigner: Wir versuchen wohl Ordnung in uns zu schaffen, so gut es geht, aber diese Ordnung ist doch nur etwas Künstliches... Das Natürliche... ist das Chaos.

## Literaturverzeichnis

Ágel, Vilmos: Grammatik und Kulturgeschichte. Die *raison graphique* am Beispiel der Epistemik. In: Sprachgeschichte als Kulturgeschichte. (1999), S. 171-224.

Arndt, Erwin: Die begründenden Sätze im Neuhochdeutschen und ihre wichtigsten Konjunktionen. Dissertation (masch.). Humboldt-Universität Berlin: 1956.

Arndt, Erwin: Das Aufkommen des begründenden *Weil*. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 81 (1959), S. 388-415.

Arndt, Erwin: Begründendes *da* neben *weil* im Neuhochdeutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 82 (1960), S. 242-260.

Austin, John L.: Zur Theorie der Sprechakte. (Dt. Bearbeitung von Eike von Savigny). Stuttgart: Reclam 1972.

Bardzokas, Valandis: Causality and Connectives. From Grice to relevance. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins 2012.

Boettcher, Wolfgang: Grammatik verstehen. Bd. 3. Tübingen: Niemeyer 2009.

Boettcher, Wolfgang / Sitta, Horst: Deutsche Grammatik. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Athenäum 1972.

Breindl, Eva / Walter, Maik: Der Ausdruck von Kausalität im Deutschen. Eine korpusbasierte Studie zum Zusammenspiel von Konnektoren, Kontextmerkmalen und Diskursrelationen. Mannheim: IDS 2009.

Buscha, Joachim: Lexikon deutscher Konjunktionen. Leipzig: Verl. Enzyklopädie 1989.

Bütow, Wilfried / Schreinert, Gerhard (Hg.): Kurze deutsche Grammatik. Berlin: Volk und Wissen Verl. 2000.

Behaghel, Otto: Die deutsche Sprache. 10. Aufl.. Halle: Max Niemeyer Verl. 1953.

Bloomfield, Leonard: Language. New York: Holt 1966.

Breul, Carsten: Grammatik und Bedeutung der kausalen Satzverbände: because, as, since und for im schriftsprachlichen Englisch. Tübingen: Niemeyer 1997.

Chomsky, Noam: The Minimalist Program. Cambridge, MA: MIT Press 1995.

Chomsky, Noam: Recent Contributions to the Theory of Innate Ideas. In: Synthese. Bd. 17 (1967), S. 2-11.

Drach, Erich: Grundgedanken der deutschen Satzlehre. 4. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1963. Nachdruck der 3. Aufl. Frankfurt a. M.: Moritz Verlag 1940.

Duden. Die Grammatik. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag 1984, 1998, 2005.

Eimer, Martin: Konzepte von Kausalität. Verursachungszusammenhänge und psychologische Begriffsbildung. Bern, Stuttgart, Toronto: Hans Huber 1987.

Eisenberg, Peter: Grundriß der deutschen Grammatik. 3. Aufl. Stuttgart, Weimar: J.B. Metzler 1994.

Engel, Ulrich: Deutsche Grammatik. Heidelberg: Julius Groos 1988, 1996.

Erben, Johannes: Deutsche Grammatik. Ein Abriß. 11. Aufl. München: Hueber 1972.

Fläming, Walter / Heidolph, Karl Erich / Motsch, Wolfgang (Hgg.): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie-Verlag 1981.

Gaumann, Ulrike: "Weil die machen jetzt bald zu". Angabe- und Junktivsatz in der deutschen Gegenwartssprache. Göppingen: Kümmerle Verl. 1983. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 381)

Glock, Hans-Johann: Ludwig Wittgenstein- Sprache, Bedeutung und Gebrauch. In: Klassiker der Philosophie. Beckermann, Ansgar / Perler, Dominik (Hg.). Stuttgart: Reclam 2010, S. 620-641.

Glück, Helmut / Sauer, Wolfgang Werner: Gegenwartsdeutsch. Stuttgart: J.B. Metzler 1997.

Glüer, Kathrin: Donald Davidson – Bedeutung und Interpretation. In: Klassiker der Philosophie. Beckermann, Ansgar / Perler, Dominik (Hg.). Stuttgart: Reclam 2010, S. 831-852.

Gulyga, Arsenij: Immanuel Kant. (Dt. Übersetzung von Sigrun Bielfeldt). Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004.

Günthner, Susanne: "...weil – man kann es ja wissenschaftlich untersuchen". Diskurspragmatische Aspekte der Wortstellung in WEIL-Sätzen'. In: Linguistische Berichte 143 (1993), 37-57.

Harras, Gisela: Was erklären Kausalsätze? In: Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache (1984), 175-194.

Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 13. Auflage. Leipzig, Berlin, München: Verlag Enzyklopädie 1989.

Helbig, Gerhard: Geschichte der neueren Sprachwissenschaft. Reinbek: Rowohlt 1974.

Helbig, Gerhard: Deutsche Grammatik. Grundfragen und Abriss. 4. Aufl. München: Iudicium 1999.

Henschelmann, Käthe: Kausalität im Satz und im Text. Semantisch-vergleichende Studien zum Französischen und Deutschen. Heidelberg: Winter 1977.

Humboldt, Wilhelm von: Schriften zur Sprache. Stuttgart: Reclam 1973.

Hume, David: Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. (Übersetzt von Herbert Herring). Stuttgart: 1982.

Itkonen, Esa: Causality in Linguistic Theory. A Critical Investigation into the Philosophical and Methodological Foundations of „Non-Autonomous“ Linguistics. Bloomington: IUP 1983.

Joos, Martin: Description of Language Design. In: Fuzzy Grammar. A Reader. (2004), S. 449-460.

Keller, Rudi: Das epistemische *weil*. Bedeutungswandel einer Konjunktion. In: Heringer, Jürgen / Georg Stötzel (Hg.) : Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag. Berlin, New York: De Gruyter 1993, S. 219-247.

Kant, Immanuel: Kritik der reinen Vernunft. Werke in sechs Bänden. Bd. II. Wiesbaden : Insel Verlag 1956.

Kenny, Anthony (Hg.): Ludwig Wittgenstein. Ein Reader. Stuttgart: Reclam 1996.

Kienzle, Bertram: David Hume – Kausalprinzip und Induktionsproblem. In: Klassiker der Philosophie. Beckermann, Ansgar / Perler, Dominik (Hg.). Stuttgart: Reclam 2010, S. 352-372.

Kim, Jaegwon: Nichtkausale Beziehungen. In: Kausalität. Neue Texte. Posch Günter (Hg.) Stuttgart: Reclam 1981, S. 127-146.

Kistler, Max: Erklärung und Kausalität. In: *Philosophia naturalis* 39 (2002), S. 89-109.

Kompa, Nikola: John L. Austin – Sprechakttheorie. In: Klassiker der Philosophie. Beckermann, Ansgar / Perler, Dominik (Hg.). Stuttgart: Reclam 2010, S. 642-663.

Leinfellner, Elisabeth: Kausalität und Sprache. Ohonetik/Phonologie, Syntax, Semantik. Wien: Österreichische Studiengesellschaft für Kybernetik 1980.



- Mill, John Stuart: System der deduktiven und induktiven Logik. Braunschweig: 1868.
- Nimtz, Christian: Willard V. O. Quine – Die Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen. In: Klassiker der Philosophie. Beckermann, Ansgar / Perler, Dominik (Hg.). Stuttgart: Reclam 2010, S. 770-789.
- Pasch, Renate: Die Kausalkonjunktionen *da*, *denn* und *weil*: drei Konjunktionen – drei lexikalische Klassen. In: Deutsch als Fremdsprache 20/6 (1983), S. 332-337.
- Pasch Renate (Hg.): Handbuch deutscher Konnektoren. Linguistische Grundlagen der Beschreibung und syntaktische Merkmale der deutschen Satzverknüpfen. Berlin: De Gruyter 2003.
- Posch, Günter: Zur Problemlage beim Kausalitätsproblem. In: Kausalität. Neue Texte. Posch, Günter (Hg.) Stuttgart: Reclam 1981, S. 9-29.
- Puster, Rolf W.: John Locke – Der Empirismus und seine Tücken. In: Klassiker der Philosophie. Beckermann, Ansgar / Perler, Dominik (Hg.). Stuttgart: Reclam 2010, S. 290-309.
- Quine, Willard van Orman: Wort und Gegenstand. (Übersetzt von Joachim Schulte). Stuttgart: Reclam 1980.
- Roemheld, Friedrich: Die deutschen Konjunktionen *wande*, *denn* und *weil*. Dissertation. Gießen 1911.
- Rudolph, Elisabeth: Zusammenhänge von Kausalität und kausalen Satzgefügen. In: Sprachstruktur, Individuum und Gesellschaft. Linguistische Arbeiten (1979), S. 123-132.
- Schlick, Moritz: Kausalität im täglichen Leben und in der neueren Naturwissenschaft. In: Erkenntnisprobleme der Naturwissenschaften. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1970.
- Schmidhauser, Beda: Kausalität als linguistische Kategorie. Mittel und Möglichkeiten der Begründung. Tübingen: Niemeyer 1995.

Siegwart, Geo: Rudolf Carnap – Philosophie als logische Analyse. In: Klassiker der Philosophie. Beckermann, Ansgar / Perler, Dominik (Hg.). Stuttgart: Reclam 2010, S. 685-705.

Slotky, Friedrich: Zur Theorie des Nebensatzes. In: Études dédiées au quatrième congrès de linguistes (1936), 133-146.

Stegmüller, Wolfgang: Das Problem der Kausalität. In: Erkenntnisprobleme der Naturwissenschaften. Köln, Berlin: Kiepenheuer & Witsch 1970.

Stegmüller, Wolfgang: Wissenschaftliche Erklärung und Begründung. Berlin, heidelberg, New York: Springer 1969.

Sweetser, Eve: From Etymology to Pragmatics. Metaphorical and cultural aspects of semantic structure. Cambridge, New York: CUP 1990.

Thöle, Bernhard: Immanuel Kant- Wie sind synthetische Urteil *a priori* möglich? In: Klassiker der Philosophie. Beckermann, Ansgar / Perler, Dominik (Hg.). Stuttgart: Reclam 2010, S. 394-416.

Wegner, Heide: „Weil – das hat schon seinen Grund. Zur Verbstellung in Kausalsätzen mit *weil* im gegenwärtigen Deutsch. In: Deutsche Sprache 21 (1993), S. 289-305.

Wegner, Heide: Syntaxwandel und Degrammatikalisierung im heutigen Deutsch? Noch einmal zu *weil*-Verbzweitstellung. In: Deutsche Sprache 27 (1999), S. 3-27.

Widdowson, Henry: Context, Community, and Authentic Language. In: TESOL Quaterly (1998), S. 705-716.

Wittgenstein, Ludwig: Werkausgabe in 8 Bänden. Frankfurt. a. M.: Suhrkamp 1984.

Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno (Hgg.): Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 3. Berlin, New York: De Gruyter 1997.

## **Wörterbücher und Lexika**

Der Brockhaus Philosophie. Herausgegeben von der Lexikonredaktion des Verlags. Mannheim: Brockhaus 2004.

Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 24. Aufl. De Gruyter 2002.

Ritter, Joachim (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Basel: Schwabe 1976.

Glück, Helmut (Hg.): Lexikon Sprache: Metzler 2005.

## **Audiodateien**

Beyer, Rolf: Kritik an der Moderne – Französische Kulturphilosophen. Jacques Lacan. Süddeutscher Rundfunk. 1991-1998.

## **Literarische Werke**

Frisch, Max: Stiller. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1954.

Kierkegaard, Sören: Entweder – Oder. Teil 1. München: DTV 1988.

Schnitzler, Arthur: Das weite Land. In: Ausgewählte Werke. Liebelei. Frankfurt a. M.: Fischer 1961.

## Internetquellen

<http://www.linguistik.hu-berlin.de/syntax/onlinelexikon/E/energeia.htm> (11.10.11)

[http://hypermedia.idsmannheim.de/call/public/gramwb.ansicht?v\\_app=g&v\\_kat=gramm&v\\_buchstabe=D&v\\_id=1987](http://hypermedia.idsmannheim.de/call/public/gramwb.ansicht?v_app=g&v_kat=gramm&v_buchstabe=D&v_id=1987)  
(11.1.2012)

[http://www.duden.de/rechtschreibung/da\\_Konjunktion\\_weil](http://www.duden.de/rechtschreibung/da_Konjunktion_weil) (21.3.2012)

*(Mill, John Stuart: System der deduktiven und induktiven Logik. Braunschweig: 1868.)*  
[http://books.google.at/books?id=QrBIwhhD3dQC&pg=PA139&lpg=PA139&dq=john+stuart+mill+ursache+ist+summe+der+bedingungen&source=bl&ots=E6BUVNFLxn&sig=Q1F6D5EGUSor-S3QE5lyM0UWpk&hl=de&sa=X&ei=ys96T\\_C5GYHbtAa9\\_-XvAQ&ved=0CDMQ6AEwAg#v=onepage&q&f=false](http://books.google.at/books?id=QrBIwhhD3dQC&pg=PA139&lpg=PA139&dq=john+stuart+mill+ursache+ist+summe+der+bedingungen&source=bl&ots=E6BUVNFLxn&sig=Q1F6D5EGUSor-S3QE5lyM0UWpk&hl=de&sa=X&ei=ys96T_C5GYHbtAa9_-XvAQ&ved=0CDMQ6AEwAg#v=onepage&q&f=false) (25.2.2012)

*(Kistler, Max: Erklärung und Kausalität. In: Philosophia naturalis 39 (2002), S. 89-109.)*  
<http://hal.archives-ouvertes.fr/docs/00/05/34/13/HTML/>

[http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/termwb.ansicht?v\\_app=g&v\\_id=36](http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/termwb.ansicht?v_app=g&v_id=36)  
(15.3.2012)

[http://hypermedia.idsmannheim.de/pls/public/gramwb.ansicht?v\\_app=g&v\\_kat=gramm&v\\_buchstabe=N&v\\_id=2162](http://hypermedia.idsmannheim.de/pls/public/gramwb.ansicht?v_app=g&v_kat=gramm&v_buchstabe=N&v_id=2162) :  
(eingesehen am 22.5.2011)

## **Zusammenfassung**

Die kausale Klasse des Deutschen zeigt eine facettenreiche Kategorie. Die verschiedenen Markierungen von Kausalzusammenhängen, insbesondere Kausalkonjunktionen, haben jeweils unterschiedliche Gebrauchspräferenzen und Abbildungsbereiche. Kein Mittel gleicht dem anderen und wenn dem doch einmal so ist, findet sich das Sprachsystem bzw. der Mensch einen Weg, um einer Synonymität vorzubeugen. So entstehen immer feinere und nuanciertere Möglichkeiten, die Welt kommunikationsangemessen und zweckoptimiert sprachlich wiederzugeben. Dabei sind nicht nur sprachgeschichtliche Aspekte der Semantik einzelner Formen einflussnehmend, sondern es können ebenso auf syntaktischer oder suprasegmentaler Ebene bedeutungsgebende Nuancierungen beobachtet werden. Diese sind vor allem im Bereich der Pragmatik anzusiedeln. Von der strukturalistischen Bedeutung ausgehend sind die Konsequenzen für die kausale Klasse allerdings schwerwiegend: Kausalsätze haben nur in einem sehr geringen Bereich eine Beziehung zur „natürlichen“ Kausalität. Die unternommenen Vergleiche zeigen, dass die kausale Klasse mit der anderswo gängigen Kategorie nur dann deckungsgleich wäre, wenn der Kausalitätsbegriff anderer Wissenschaftsdisziplinen geöffnet werden würde.

## **Zur Person**

Stefan Winterling, geb. am 9.3.1985, machte sein Abitur 2004 am Rotteck-Gymnasium in Freiburg und studierte anschließend Germanistik und Anglistik an der Universität Wien. 2010 verbrachte er ein halbes Jahr an der Universität Bergen (Norwegen), wo er sich vertiefend mit neueren syntaktischen und semantischen Theorien beschäftigte. Seine wissenschaftlichen Interessensgebiete haben mit den Wechselwirkungen zwischen Sprache und Geist zu tun und liegen somit im Bereich der Kognitions- und Kommunikationsforschung als auch der Philosophie.